

thema

FORSCHUNG



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

2/2005



Fokus Geschlecht

Komplexe Prägung

Die technisierten und
informatisierten Lebenswelten

Seite 7

Ambivalente Perspektive

Das erotische Objekt der
Stadtforschung

Seite 19

Späte Lernprozesse

Der postkoloniale Blick
auf Migration

Seite 55

Liebe Leserin, lieber Leser,

dass die Zugehörigkeit zu einem sozialen Geschlecht (Gender) eine selbstverständliche Kategorie wissenschaftlicher Forschung und Lehre in allen Disziplinen sein muss, ist (noch) keinesfalls wissenschaftlich geteilte Auffassung. Dies gilt insbesondere für die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächer. Deshalb ist es zu begrüßen, dass das Magazin „thema Forschung“ der Technischen Universität Darmstadt sich dieses Themenfeldes annimmt.

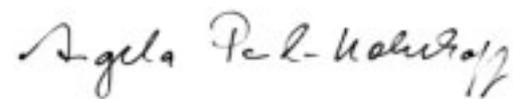
Seit nunmehr drei Jahren arbeitet das Frauenforschungszentrum Darmstadt (ffz) interdisziplinär zu verschiedenen Themen unter der zentralen Frageperspektive „Technisierung und Informatisierung der Arbeits- und Lebenswelten – Neue Risiken und Chancen für Frauen?“ und bündelt so die verschiedenen Forschungsperspektiven in der Geschlechterforschung an der TUD und schafft für Forscherinnen aus verschiedenen Disziplinen ein Forum für Diskussionen und Kooperationen.

Dieses Magazin gibt Einblick in die bisher verfolgten Forschungsperspektiven des Zentrums. Dabei wird deutlich, dass wir, die Geschlechterforscherinnen in Darmstadt, nicht einen dominanten theoretischen Ansatz verfolgen, sondern mit verschiedenen theoretischen Perspektiven arbeiten, um Erklärungsansätze für die Marginalisierung und Ausgrenzung von Frauen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen zu entwickeln. Dabei ist uns allerdings gemeinsam, dass die universalistische Kategorie Frau selbst der Kritik unterzogen werden muss, weil sie sich mit anderen Diskriminierungs- und Differenzverfahren kreuzt: Ethnie, Alter, Klasse oder Schicht. Nicht das einheitliche Subjekt Frau steht also im Mittelpunkt der Forschung, sondern die Differenzen innerhalb der Genusgruppen und zwischen ihnen. Dabei begreifen wir den Geschlechterbegriff als eine relationale Kategorie, die immer nur unter Bezug auf andere Kategorien begriffen werden kann. Der Frage nach feministischer Kritik an der Entwicklung moderner Wissenschaften wurde ebenso nachgegangen wie der Frage nach der Konzeption und Konstruktion von Wissen unter Gender-Aspekten. Diese Introspektion von Wissenschaft unter Gender-Aspekten findet am Schnittpunkt von Privatheit, Öffentlichkeit, von Produktion und Reproduktion, von Körper und Darstellung, von Subjektivität und Gesellschaft, von Natur und Geschichte statt.

Das Heft gibt die Breite der an der TUD entwickelten Forschungsarbeiten in der Genderforschung wider. Die Philosophie, die Soziologie, die Allgemeine Pädagogik, die Berufspädagogik, die Literaturwissenschaft, die Raumplanung und die Architektur sind vertreten, aber obwohl die Natur- und Ingenieurwissenschaften im Fokus der bearbeiteten Thematiken stehen, sind sie als Disziplinen noch nicht präsent, wengleich die interdisziplinäre Zusammenarbeit in Einzelfällen bereits begonnen hat.

In diesem Heft publizieren erfahrene Forscherinnen ebenso wie junge Wissenschaftlerinnen, weil es das erklärte Ziel des ffz ist, auch dem Nachwuchs einen Platz im Zentrum und in den Veröffentlichungen zu geben. Wir hoffen, mit diesem Einblick in unsere Arbeit den Blick auf die Bedeutung der Genderfrage geweitet zu haben und freuen uns über Rückmeldungen und Kritik, um die Bereitschaft, in Forschung und Lehre eine Querdimension aller Wissenschaftsdisziplinen einzubeziehen, an der TU Darmstadt zu erhöhen.

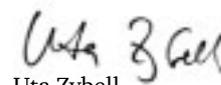
Eine Besonderheit dieses Heftes soll betont werden. Für die Illustrationen der Beiträge haben uns namhafte Künstlerinnen aus Darmstadt und Frankfurt freundlicherweise das Recht eingeräumt, ihre Kunstwerke zu publizieren. Dies ist keineswegs selbstverständlich, deshalb gilt ihnen unser besonderer Dank. Unser Dank gilt ebenso allen, die zum Zustandekommen dieses Heftes mit Rat und Tat beigetragen haben.



Angela Paul-Kohlhoff



Heidemarie Stegmann-Meißner



Uta Zybell

Inhaltsverzeichnis

Gender-Studien interdisziplinär an Technischen Universitäten

Kollektiver Beitrag des Frauenforschungszentrums

Wie es feministischer Forschung gelingt, ihre Perspektiven zunehmend in die Natur- und Technikwissenschaften hinein zu tragen. **Seite 4**

Technisierung und Informatisierung der Arbeits- und Lebenswelten

Kollektiver Beitrag des Frauenforschungszentrums

In einer sich rasant verändernden Gesellschaft ist die Frage keineswegs banal: Wo liegen die neuen Chancen und Risiken für Frauen? **Seite 7**

„Geschlechtergerechtigkeit wäre ein überaus wünschenswertes Exzellenzmerkmal“

Interview mit Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl von Bärbel Könekamp und Olga Zitzelsberger

Ein Maschinenbau-Professor will die Genderperspektive an der Universität vorantreiben – und damit ein Alleinstellungsmerkmal in Europa schaffen. **Seite 10**

Geschlechtsrollen, doing gender und der männliche Habitus

Beate Kraus

Die Debatte um den theoretischen Zugang zum Verständnis der Geschlechterhierarchie steckt in der Sackgasse. Der Rückgriff auf Pierre Bourdieu eröffnet Auswege. **Seite 13**

Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen: Chancengleichheit im Beruf?

Bärbel Könekamp/Yvonne Haffner

Strukturelle Barrieren, die durch traditionelle Arbeitskultur geprägt sind, benachteiligen Frauen nach wie vor. **Seite 16**

Die erotische Stadt

Martina Löw

Mut zur ambivalenten Herangehensweise: Die Stadtforschung untersucht ihr Kernthema als „erotisches Objekt“. **Seite 19**

Der männliche Berufsbegriff – Barriere für die Geschlechtergerechtigkeit

Angela Paul-Kohlhoff/Uta Zybell

Vollends erstarrt: Der Arbeitsmarkt setzt immer noch auf den „männlichen Alleinernährer“ als herrschende kulturelle Norm. **Seite 22**

Geschlechterverhältnisse und Entgrenzung von Erwerbsarbeit

Annette Sura

Trotz zunehmender Verschränkung von Arbeit und Privatleben: Die Vereinbarkeitsfrage ist und bleibt eine Frauenfrage. **Seite 25**

Muttersein als Beruf? Zur Bedeutung von Berufsausbildung für junge allein erziehende Frauen

Laima Nader

Wie junge allein erziehende Mütter das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und individuellen Interessen erleben. **Seite 28**

Heimliche Vaterschaftstests: Biowaffen im Geschlechterkampf

Petra Gehring

Ende aller Zweifel? Die Macht der Gentests und die Frage nach dem aktuellen Elternschaftsbild. **Seite 31**

Weibliche Leiberfahrungen zwischen Entwurf und Faktizität

Ute Gahlings

Der Frauenkörper – erlebt im Spannungsfeld von gesellschaftlichen Konzeptionen, Selbst-Erfahrung und technischen Möglichkeiten.

Seite 34

Bettina Flitners Fotoausstellung „Europäerinnen“

Almut Weinecke-Ludwig

Eine Ausstellung zeigt starke Persönlichkeiten: Großfotos europäischer Frauen und verknüpfte Webseiten erzeugen überraschende Bezüge.

Seite 49

Dekonstruktion als feministische Lektürepraxis

Heidemarie Stegmann-Meißner

Den Blick verschieben: Ausführungen zu einer philosophischen Position und intellektuellen Strategie, um Verdrängung und Marginalisierung sichtbar zu machen.

Seite 37

Selbstorganisationen von Migrantinnen – eine paradoxe Intervention in Dominanzverhältnisse

Patricia Latorre Pallares/Olga Zitzelsberger

Immer mehr Zuwanderinnen gründen eigenständige Vereine, um sich zu verorten und selbst zu behaupten – jenseits geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen.

Seite 52

Technik – Körper – Wissen im interdisziplinären Diskurs

Gabriele Herbert/Heidemarie Stegmann-Meißner

Aus feministischer Perspektive betrachtet: Der Körper als Referenzobjekt in Wissenschaft und Technik.

Seite 40

Randbewegungen – postkoloniale Lernprozesse in der Frauen- und Geschlechterforschung

Astrid Messerschmidt

Ein Bericht über Fremdheitserfahrungen und das Emanzipationsverständnis in einer durch Migrationsprozesse geprägten Gesellschaft.

Seite 55

Pilotin von Beruf: Ausprägungen und Folgen einer „geschlechtskonträren“ Berufswahl

Carmen Eccard

Ein untypischer Beruf, ein Einbruch in eine technische Domäne: Passt der Beruf der Pilotin zu weiblichen Lebensentwürfen?

Seite 43

Straßenhandel, Geschlecht und Nutzungskonkurrenzen im Straßenraum der Altstadt von Hanoi

Marita Schnepf-Orth

Ein Phänomen für die Stadtplanung: Frauen dominieren in Südostasien den öffentlichen Raum. Wie lange noch?

Seite 46

Impressum

thema FORSCHUNG 2/2005

Herausgeber: Präsident der TU Darmstadt

Redaktion: Jörg Feuck

Moderation: Prof. Dr. Angela Paul-Kohlhoff, Heidemarie Stegmann-Meißner, M.A., Dr. Uta Zybell

Verlag: Verlag für Marketing und Kommunikation GmbH & Co. KG, Faberstraße 17, 67590 Monsheim, Tel. 0 62 43/90 90

Layout: Kirberg Design, Hünfelden

Druck: VMK Druckerei, Monsheim

Titel-Bild: Franca Weiss: Jenseits zeitlicher Begrenzungen, 1985



Gender-Studien interdisziplinär an Technischen Universitäten

Kollektiver Beitrag des Frauenforschungszentrums

Feministische Wissenschaftsforschung legt die Differenz der Geschlechter als einen historischen Effekt der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte offen. Die Kategorie Gender vermeidet die biologische Heteronomie von weiblich und männlich und umschreibt die gesellschaftliche Funktion von sozial und kulturell wirksam werdenden Geschlechtszuschreibungen und ist quer zu allen Disziplinen zu einem wirkungsmächtigen Faktor geworden. Die Gender-Perspektive versteht sich als Kritik an asymmetrischen Machtverhältnissen und versucht eine Reflexion sozialer, kultureller und subjektiver Fragen auch in die Natur- und Technikwissenschaften einzutragen.

Interdisciplinary Gender Studies at Technical Universities. Feminist epistemology has discovered sexual difference as an historical effect that is written in the main story of the history of science. Gender is a frontier-crossing category of all academic branches of knowledge and became an efficient fact. To avoid biological binary of male and female, gender as a term describes social and cultural functions of sexual significance. A Gender perspective is critical towards asymmetric political hierarchy of power and forces a consideration of social, cultural and subjective questions in natural science and technology.

Bild: Hanne Junghans,
Blue Room, 2001/02

Einführung

Die Frauen- und Geschlechterforschung versteht sich als Wissenschaftskritik. Mit dem programmatischen Aufruf „Doing science is doing gender“ (Haraway) wird die Kategorie Geschlecht als querliegend und sich einmischend in alle Disziplinen verstanden. Geschlechterforschung arbeitet deshalb sowohl disziplinär als auch interdisziplinär und transdisziplinär. Die Impulse für Forschungsfragen kommen aus der Schnittfläche und Verknüpfung der jeweiligen Fächer, der Forderung nach Effizienz, Spezialisierung und dem Kanon der einzelnen Disziplinen. Diesen Impulsen nachgebend, verfolgt die Geschlechterforschung eine Doppelstrategie von wissenschaftlicher Innovation und gesellschaftlicher Veränderung in den sich immer mehr ausdifferenzierenden Disziplinen. Eng verknüpft mit der innovativen Programmatik der Interdisziplinarität und Transdisziplinarität ist die Herausforderung der Übersetzung von fächerbezogener Forschung in andere Forschungsfelder und die Frage nach der Umsetzung von Forschung in Lehre.

Feministische Forschung

„Die Bedeutung des Geschlechts für die Wissenschaften wird von der Frauenforschung hinterfragt. Dass dabei nicht von einer Heteronormalität einer auf männlich und weiblich beschränkten dualen Geschlechtlichkeit ausgegangen wird, ist Voraussetzung einer Forschung, die den Einfluss des Geschlechts auf Kultur, Gesellschaft und auf die Verteilung der politischen Macht, auf die sozialen Verhältnisse und die Strukturen der Wissens-, Kultur- und Kunstproduktion untersucht.(...) Die englischsprachige Aufteilung in sex als biologischen Körper und gender als kulturelle Kodierung des Körpers hat sich seit den 1980er Jahren durchgesetzt (...). Die Kategorien von sex und gender verweisen auf die Konstruktion der Geschlechtsidentität und kritisieren essentialistische Vorstellungen von feststehenden und ursprünglichen Vorstellungen von Natur, Geschlecht und Identität. Wissenschaftstheoretisch hat die sex-gender Debatte zum Infragestellen wis-

senschaftlicher Kategorien von Objektivität, Normativität und feststehender Hierarchisierung und Dichotomisierung von Erkenntnis geführt.“ (Stegmann-Meißner 2003)

Die Kritik an den epistemologischen Grundlagen der wissenschaftlichen Naturerkenntnis hatte zur Folge, dass Vorstellungen von Kultur und Natur, von Zuordnungen wie Natur und Weiblichkeit, sowie Kultur, Geist und Männlichkeit hinterfragt wurden auf ihre gesellschaftliche Wirkungsmacht, wie die damit verbundenen Ansprüche auf eine universelle Wahrheit von Wissen. Jede Modellvorstellung von Realität, jedes wissenschaftliche Paradigma hat sich unter dem Blick von (feministischer) Wissenschaftsforschung historisch und epistemologisch kontextualisiert und situiert. Feministische Wissenschaftsforschung hat mit dem Verweis auf Normativität, Normalisierung und Macht die als poststrukturalistische Interventionen am universalen Anspruch von Wissenschaft formulierte Kritik aufgegriffen und weiter entwickelt. Das daraus entstandene Nebeneinander von Erklärungsmodellen und methodologischen Präferenzen erforderte einen dynamischen Begriff von Wissenschaft als „kollektive gesellschaftliche Praxis“ (Scheich) einer „science in action“ (Latour) als performativen Akt des Herstellens von Wissen, das sich als zeitlich und situiert begreift.

War die frühe feministische Forschung in den Naturwissenschaften auf die Abwesenheit von Frauen in der Wissenschaft und auf die Barrieren, die Frauen entgegen gestellt wurden, gerichtet, so ist es der aktuelle Fragehorizont wesentlich weiter. Im Anschluss an die Feststellung der mangelnden Präsenz naturwissenschaftlicher Forscherinnen steht nun die Frage nach den Konsequenzen für die Wahl und Darstellung der wissenschaftlichen Gegenstände, Methoden und Zielperspektiven im Vordergrund. Wissenschaft wurde in der Folge definiert und relativiert als soziales und kulturelles Konstrukt, das sowohl sozialen, wie moralischen, wie politischen Vorgaben auch dort folgt, wo sie unabhängig davon zu sein meint. Die innerfeministischen Debatten um sex und gender haben gezeigt, dass Kategorien wie Natur, Geist, Geschlecht, Ethnie und Klasse gleichermaßen wirksam wie kritisch zu hinterfragen sind. Die Differenz



Bild: Hanne Junghans, Blue Room, 2001/02

Literatur

- Donna Haraway: *Modest_Witness@Sec
ond_Millennium.Femal
eMan@_Meets_Onco-
Mouse™*. New York,
1997
- Heike Kahlert: *Transdiszi-
plinarität als Pro-
gramm: Frauen- und
Geschlechterfor-
schung zwischen der
Sehnsucht nach Ein-
heit und nomadischer
Existenz*. Zeitschrift für
Frauenforschung und
Geschlechterstudien.
Heft 3, 2001
- Elvira Scheich (Hg.): *Vermittelte Weiblichkeit.
Feministische Wissen-
schafts- und Gesell-
schaftstheorie*. Ham-
burg, 1996
- Heidmarie Stegmann-
Meißner: *Zur Einord-
nung der aktuellen
Debatten um die Kate-
gorie des Geschlechts
in Frauen-, Geschlech-
ter- und Genderfor-
schung*. Berichte aus
der Forschung 4. FB
SuK Fachhochschule
Darmstadt 2000-2003,
2003

von wissenschaftlichen Ansätzen anzuerkennen und zu benennen und multiperspektivische Sichten auf Natur und Kultur zuzulassen, ist eine Voraussetzung dafür. Die Gender-Perspektive hat sich als ein kognitiver Komplex von eigenen Forschungstheorien, Paradigmen und methodologischen Ansätzen erwiesen, die das gemeinsame Ziel der Transformation einer misogynen und androzentrischen Wissenschaftstheorie und -praxis verfolgen und damit zur Gestaltung einer Gesellschafts- und Geschlechterordnung beitragen, die Marginalisierung geschlechtlicher, sexueller, sozialer und ethnischer Positionen selbstkritisch reflektiert.

Argumente für eine Revision der Disziplinen finden sich in der Tatsache, dass die Disziplinen historisch ohne die Beteiligung von Frauen aufgeteilt worden sind und auch heute noch die Aufteilung in Disziplinen und Fächer als Folge von Machtkämpfen und Einflussbereichen zu sehen sind, die geschlechtlich markiert sind. Epistemologisch erschließt die Gender-Forschung neue Fragen und Forschungsfelder. Um einige zu nennen, seien die Fragen nach dem Körper und seiner Funktion in der Reproduktionsmedizin und in der informationellen Wissensverarbeitung, seine Industrialisierung, Kommerzialisierung und Optimierung erwähnt, sowie die Fragen nach Erfahrung und Diskurs als Kategorien, die Öffentlichkeit und Privatheit als aufeinander Bezogenes thematisieren. Öffentlichkeiten werden geschaffen, verteidigt und ermächtigen die SprecherIn. Privatheit wird depotenziert und marginalisiert. Die feministische Gleichheits- und Differenzdebatte hat gezeigt, dass Abstraktionen und Objektivitäten, wie das Öffentliche, rekontextualisiert werden müssen.

In diesem Prozess der Revision von Wissenschaft, von disziplinären Einteilungen und interdisziplinären Diskursen wird deutlich, dass nicht nur die theoretischen Implikationen der Frauenforschung in die vorhandenen Wissenschaftsfelder integriert werden, sondern dass sich die Begründungszusammenhänge der Disziplinen ändern müssen. Nach der Erforschung der „vergessenen Frauen“ und dem Aufzeigen der Differenz geht es vorrangig um die Legitimation von Forschung über Fächergrenzen und über nationale Grenzen hinweg. Auch scheinbar feste Begriffe müssen hinterfragt und problematisiert werden. Identität, Sexualität, Körper, Politik und Technologie verändern sich von einer sich immer wieder neu herstellenden Zweigeschlechtlichkeit hin zu einer sich ausdifferenzierenden Auffassung von kulturellen Geschlechtern, die sich an der Schnittstelle von Gesellschaft, Diskurs (Text), Technik und Artefakten im Prozess einer „diskursiven Konstruktion“ (Haraway) befin-

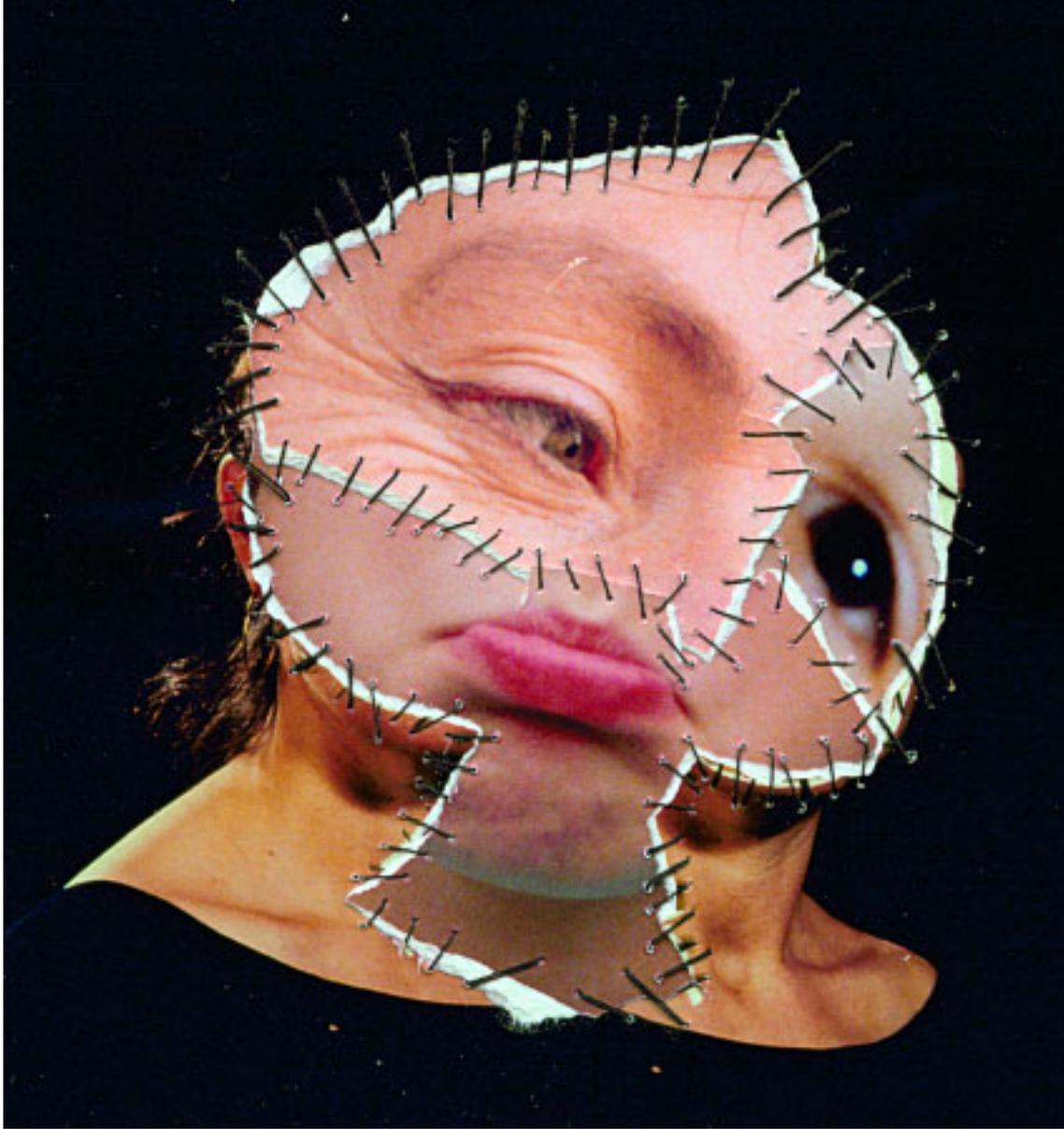
det. Wissenschaft wird als historisch bedingtes und gegenwärtig eingebettetes Produkt, als Text gesehen, der sich fortwährend weiterschreibt. Diese Wendung ist als cultural turn zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften und den Natur- und Technikwissenschaften verstanden worden. Die innovativen methodologischen Ansätze betreffen viele Disziplinen in der Definition ihres Forschungsgegenstandes, die sich häufig als disziplinärer Grenzgang erweist. Eng verbunden damit ist die Reflexion der Mechanismen, die etablierter Forschung, Lehre und ihrer Tradierung zu Grunde liegen und sie legitimieren, um zu innovativer Theoriebildung und zu einem Perspektivenwechsel zugunsten bisher ausgeschlossener Kategorien zu gelangen. Widersprüchlichkeiten erweisen sich als produktive feministische Perspektive. Kultur- und Technikwissenschaften verstehen sich unter dieser Prämisse der Differenz als Systeme innerhalb des gegenwärtigen Kulturationsprozesses.

Transdisziplinarität

Der Versuch Sichtweisen zu erweitern und übergreifende Fragestellungen zu verfolgen zeigt, dass feministische Forschung auf eine Transformation der Wissenschaften aus ist und kein „Annex im Wissenschaftskanon“ (Kahlert 2001). Die eigene Theoriebildung fordert eigene Anwendungsfelder und eine eigene disziplinäre Auseinandersetzung. Feministische Forschung verfolgt eine Doppelstrategie; in die einzelnen Disziplinen die Kategorie Geschlecht einzutragen als auch eine theorieorientierte Auseinandersetzung über disziplinäre Grenzen hinweg zu führen. Politisch aktuell und historisch zu denken, fordert ein Zusammenspiel von Wissensproduktion, Naturverhältnis und Technik heraus. Die ethischen Implikationen von Biomedizin und Biotechnik erfordern eine Stellungnahme zur Technikbewertung unter der Kategorie Geschlecht, wie sie auch eine Einschätzung des cui bono der Forschung unter ökonomischen und politischen Aspekten erzwingen. Wenn sich feministisch postmodernes Wissen als diskursiv, situier, lokal, fragmentiert und kontingent versteht, wird die Unterstellung eines einheitlichen universalen Daches von Wissenschaft fragwürdig, der feministische Blick richtet sich auf die Verschiebung vom hegemonialen Diskurs auf randständige Einsprüche. Der Ort des feministischen Einspruchs ist ein fiktiver, zeitlich begrenzter und dissidenter Ort, der sich nicht als etablierter Ort im Kanon der Wissenschaften auffinden lässt. Damit wäre er ein Ort der subversiven Intervention in den modernen Wissens- und Macht-komplex.



Bild: Hanne Junghans,
Blue Room, 2001/02



Technisierung und Informatisierung der Arbeits- und Lebenswelten

Kollektiver Beitrag des Frauenforschungszentrums

Technik ist auf eine komplexe Art und Weise von gesellschaftlichen Ordnungen und ihren symbolischen Repräsentationen und von den darin eingelagerten Geschlechterverhältnissen geprägt. In Entwicklung und den Gebrauch von Technologien gehen die Strukturen und Sichtweisen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ein. Umgekehrt beeinflussen Technologien bestehende Geschlechterbeziehungen in ihren Strukturen. Bedeuten die Flexibilisierung und Entlokalisierung von Arbeit für die Organisation des Lebens und die Vereinbarung von Erwerbstätigkeit und Familie eher Chancen oder verschärfte Risiken für die Frauen?

Technicalization and Informatization of work and life in society – chances and risks for women. *Technology is based on a complex assemblage of social orders and their symbolic equivalents including sex ratio. Structures and sights of the distribution of work between the two sexes are written in technology and its development and social use. Vice versa technicalization sets in motion the relations between the sexes. This contribution questions if de-localization and flexibility of work is a potential for the organization of life and for the combatibility of gainfull employment and family and if it implies rather chances or aggravated risks for women.*

Bild: Annegret Soltau,
Doppelkopf mit Tochter
– front, Fotovernähung,
1992



Bild: Heidi Schrickel,
„Verschachtelt“, 2004

Technisierung und Informatisierung bezeichnen zwei Prozesse, die aus unserem Leben nicht mehr wegzu-denken sind. Technische Artefakte und Technisierung waren noch nie allein als Mittel zur Erreichung bestimmter individueller und gesellschaftlicher Ziele zu begreifen, sondern stets eingebunden in gesellschaftliche Macht- und Geschlechterverhältnisse. Als zunehmend komplexer werdende Medien der Gestaltung von Lebensräumen wirken sie strukturbildend für unsere Arbeits- und Lebenswelten. Techniken sind in ihren Auswirkungen auf menschliches Leben in Form von Wahrnehmen, Erkennen, Kommunizieren, Beurteilen, Entscheiden und Gestalten nicht genau zu bestimmen. Zugleich wird eine umgekehrte Tendenz sichtbar: Technologien verlangen Adaption, lebenslanges Lernen, um sich ihnen gemäß zu verhalten. Sie werden zur Legitimation einer Aktivierungsmacht, die andauerndes Beschäftigtsein fordert. In diesem Machtmodus werden Computertechnologien und digitale Medien zu Integrationsmitteln für ein integrierendes und subjektivierendes Machtprinzip, das Erfolg und persönliche Sicherheit verspricht.

Neudefinition geschlechtlicher Codierungen

Zum einen sind alle Techniken und Technologien geprägt von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen zwischen den Geschlechtern und zum anderen unterliegen sie im Kontext von männlich und weiblich einer gesellschaftlich hierarchischen Bewertung. Gleiches gilt für Informatisierung. Sie ist von einem elementaren Instrument beispielsweise zur statistischen Erfassung gesellschaftlicher Tatsachen heute mit der Computerisierung und dem Internet zu einem Medium geworden, das unsere Alltagswelt in weiten Teilen prägt und strukturiert. Konzeptionen von Geschlechtlichkeit und die jeweiligen soziokulturellen Formen befinden sich im Wandel. Ansprüche auf Gleichheit der Geschlechter werden neu formuliert, Paarbeziehungen und Familien werden neu gestaltet, Familien werden zu Mikrounternehmen, die eine frühe Integration in die flexibilisierten und fungibilisierenden Arbeitsverhältnisse gewährleisten sollen, die geschlechtliche Segmentierung der Arbeit verändert sich ebenso.

Auch das Verhältnis zum Körper und zu körperlichen Prozessen ist durch technische Mittel einem tiefgreifenden Wandel unterzogen: Organe werden zum Teil durch technisch erzeugte Produkte ersetzt, Embryonen werden zum Zweck neuer Produktentwicklung hergestellt, das Klonen und die Fertilitätsmedizin eröffnen Möglichkeiten menschlicher Reproduktion, und nicht zuletzt werden die Grenzen zwischen Leben und Tod technisch bestimmt. Prinzipiell betrifft dies zunächst Frauen und Männer gleichermaßen. Bei genauerem Betrachten zeigen sich jedoch auch hier geschlechtsspezifische Unterschiede, wird doch den Frauen durch die gesamten reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten noch stärker als bisher die Verantwortung für die Gesundheit ihres Kindes zugewiesen. Sie werden zu Garantinnen des unbeschädigten Lebens, das potenziell in der Lage zu sein hat, die Herausforderungen der liberalen Moderne zu meistern. Informatisierung und Technologisierung

der Arbeits- und Lebenswelten verlaufen geschlechtsspezifisch normierend und strukturierend, werden umgekehrt auch durch die Kategorie Geschlecht bestimmt. (Schiebinger 2000; Cockburn/Omrod 1997)

Neue Segregationslinien

Lebens- und Arbeitswelten von Frauen werden von den tiefgreifenden informationstechnologischen Entwicklungen in spezifischer Weise akzentuiert. Neue Chancen scheinen die „Entlokalisierung“ von Arbeit und Bildung als Flexibilitätspotenzial für die Organisation des Lebens und die Vereinbarung von Erwerbstätigkeit und Familie zu bieten. Insgesamt sind eine steigende Erwerbsbeteiligung und gestiegene Qualifikation von Frauen zu verzeichnen. Neue Technologien haben zu einer verstärkten Integration und Partizipation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt geführt. Frauen sind besonders gefragte Arbeitskräfte, hier bieten sich ihnen neue Aufstiegschancen. Diese Prozesse führen zu einer Verschränkung von Haushalt, Markt, Privatheit und Technik, z.B. in Form von Heimarbeit. Diese Verflechtung macht „atypische“ Beschäftigungsformen möglich, durch die Frauen weniger von Arbeitslosigkeit betroffen sind, als die außerhäuslich im „Normalarbeitsverhältnis“ arbeitenden Männer. Jedoch auch innerhalb der Geschlechteridentitäten werden die Segregationslinien neu gezogen: Die expandierende Dienstleistungsbranche nutzt globale Ungleichheiten zur Kostenminderung. Die Haushälterin aus Rumänien, die Pflegekraft von den Philippinen, der Erntehelfer aus der Ukraine und die illegale Näherin garantieren eine größere Gewinnspanne. Geschlechterzuschreibungen und globalisierte Strukturen der Privilegierung und Entprivilegierung bedingen einander wechselseitig. Wir können einerseits von einer Flexibilisierung der Geschlechterverhältnisse und andererseits von einer Verschiebung und Neufestschreibung patriarchaler Beziehungen sprechen (vgl. Hess/Lenz 2001). Zum Teil handelt es sich bei diesen Arbeitsverhältnissen jedoch um ungesicherte Teilzeitbeschäftigungen, weshalb auch von einer „Feminisierung“ (Haraway) der Erwerbsarbeit gesprochen wird. Die geschlechtsspezifischen Lohnunterschiede haben sich ebenfalls nicht reduziert. Es lauern besondere Gefahren einer Verschärfung der sozialen Isolierung und Ausschließung von Frauen aus dem Öffentlichen, einer Dequalifizierung „weiblicher“ Arbeit trotz höherer Qualifikation von Frauen und eines erhöhten Konkurrenzdrucks, unter dem Frauen stehen, wollen sie gleichberechtigt am öffentlichen Leben und an der Wissensentwicklung teilhaben.

Veränderungen der Arbeitsorganisation durch den Einsatz neuer Technologien haben widersprüchliche Auswirkungen für Frauen. Einerseits lässt sich von Angleichungsprozessen der Lebensverhältnisse zwischen den Geschlechtern sprechen, weil auch Männer zunehmend dezentralisierte Erwerbsarbeitsformen praktizieren, andererseits ist gleichzeitig eine Zuspitzung der Unterschiede auszumachen, die durch die binären Geschlechterstereotypen bedingt sind. Die Teilhabe an bzw. der Ausschluss aus attraktiven Erwerbsarbeitsverhältnissen wird verstärkt zu einer Frage der sozialen, ethnischen und kulturellen

Zugehörigkeit und des sozialen Kapitals sowie des Grades der Belastung, die neben der lohnabhängigen Arbeit existiert.

Globaler Online-Offline-Konflikt

Die Inbesitznahme der Lebenswelten und des Körpers durch die expandierenden Informationstechnologien bringt die Gefahr weiterer Ungleichheitsverhältnisse mit sich, wenn ausgegrenzte soziale Gruppen nicht in der Lage sind, die Informatisierung der Lebenswelten mit zu vollziehen. Auf globaler Ebene führt das weltumspannende Datennetz zu neuen geografischen Ausschlüssen, die sich in einem „Online-Offline-Konflikt“ zeigen. Zum einen entstehen Ungleichheiten zwischen verschiedenen Gesellschaften: Länder, die in den global-liberal-kapitalistischen Block integriert sind, also der westlichen Hemisphäre zuzuordnen sind, haben nach wie vor die weitaus besseren Chancen, am Globalisierungsprozess durch Informationstechnologien teilzuhaben als marginalisierte Länder, die sich im wesentlichen südlich der Sahara und teilweise auch in Zentralasien befinden. Eine allgemeine Verschiebung zugunsten bildungsintensiver und technologisch innovativer Länder führt dazu, dass sich Ungleichheiten innerhalb einzelner Gesellschaften nach den Kriterien Bildung, soziale Herkunft, Geschlecht, materielles und kulturelles Kapital verschärfen. Globale Ungleichheit ist also nicht mehr primär entlang der Nationengrenzen zu erkennen, sondern zunehmend als internationales Phänomen innerhalb nationaler Formationen.

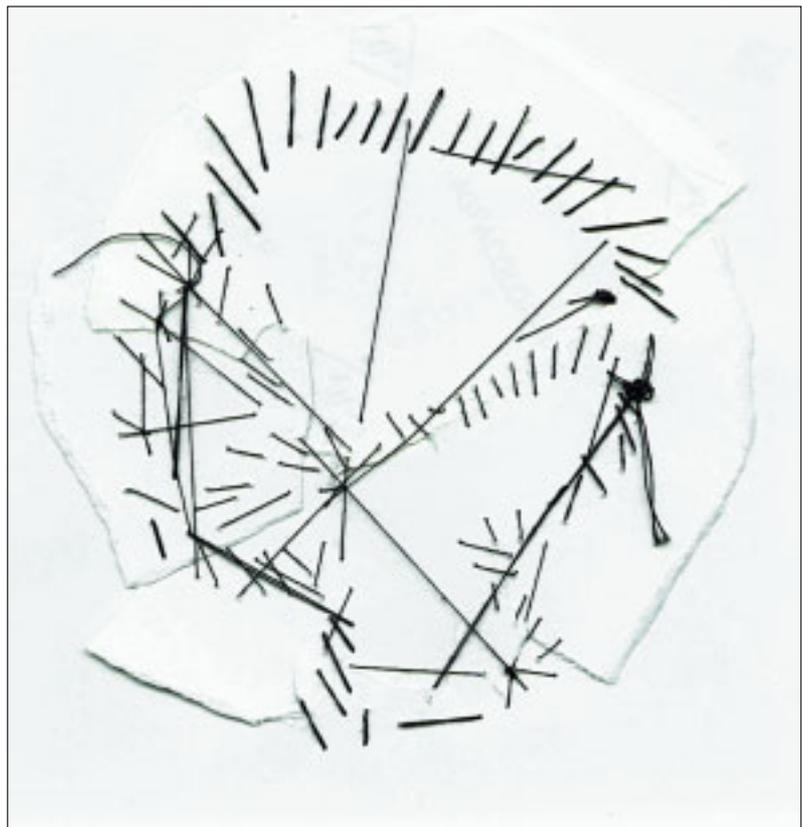
In vielen Ländern der Welt fehlen die sozialstrukturellen Voraussetzungen und technischen Ressourcen, um das globale Datennetz nutzen zu können, demgegenüber leben mehr als die Hälfte der Internet-Anwender in den USA. Internet-Knotenpunkte entstehen vor allem in den „Global Cities“ (Böhme 2001), die zu prosperierenden Zentren avancieren, in denen ArbeitsmigrantInnen aus marginalisierten Zonen prekäre Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor einnehmen. Die Ansiedlungen an den Rändern der Städte wachsen. Computer sind eine Ungleichheit vertiefende Investition, wenn es vielerorts nach wie vor um das blanke Überleben geht. Es zeichnet sich hier noch immer eine (digitale) Kluft des Zugangs zum Wissen ab, bevor die Alphabetisierungskluft überhaupt in Ansätzen überwunden ist.

Forschungsausblick

Aus den Technisierungs- und Informatisierungsprozessen resultieren neue geschlechtsspezifische Hierarchisierungen und Ausgrenzungen im sozialen Gefüge. Es kommt zu einer Neubesetzung des Körpers sowie zu folgenreichen neuen Formen der Konstruktion geschlechtlicher Identitäten.

Die zu verzeichnende kulturelle Transformationsphase ist durch ein hohes Maß an Widersprüchen gekennzeichnet. Die Einflüsse der Informatisierung auf das Soziale, die Globalisierung von Arbeit, Information und Ökonomie sowie die veränderten Selbst- und Weltverhältnisse bis hinein in die damit verbundene Umstrukturierung uns bisher vertrauter Interaktionsformen führen gleichzeitig zu Chancen für die einen und zu Risiken für die anderen Frauen. Sie eröffnen neue Forschungsnotwendigkeiten für die Geschlechterforschung. Hieran müssten sich gleichermaßen Frauen und Männer beteiligen, um eigene privilegierte Positionen zu reflektieren und es vermeiden, an Stelle von denen zu sprechen, für die sie meinen sprechen zu können. Soll die Gestaltung einer geschlechtergerechten Welt nicht aufgegeben werden, ist der gesellschaftliche Diskurs auf die Einsprüche der Randständigen zu erweitern, bislang ausgeschlossene Perspektiven verbinden sich zunehmend zu einem „Patchwork der Minderheiten“ (Lyotard). Die gender-Forschung bietet hierfür Theorieansätze, die sowohl die politische, soziale und kulturelle Dimension als auch den technologisch innovativen Anspruch von Forschung reflektiert.

Bild: Annegret Soltau,
Doppelkopf mit Tochter
– back, Fotovernähung,
1992



Literatur

- Böhme, Harmut (2001): Global Cities, Terrorismus. In: *lettre internationale*. Heft 55, Nr. 4/2001, S. 25-27
- Cockburn, Cynthia/Omrod, Susan (1997): Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis gemacht werden. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): *Ein alltägliches Spiel*. Frankfurt/M., S. 17-47
- Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg.) (2001): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*. Königstein
- Schiebinger, Londa (2000): Has Feminism changed Science? In: *Signs*, Vol. 25, No. 4

„Geschlechtergerechtigkeit wäre ein überaus wünschenswertes Exzellenzmerkmal“

Interview mit Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl

Das Interview führten Bärbel Könekamp und Olga Zitzelsberger



Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl

Die Notwendigkeit von Genderstudien für Ingenieurwissenschaften thematisiert der Vizepräsident der TU Darmstadt, Professor Dr.-Ing. Reiner Anderl, im Interview. Er hebt drei Perspektiven hervor: Die Beteiligung von Frauen an den Studiengängen und in wissenschaftlichen Arbeitsfeldern quantitativ zu erhöhen. Strukturelle Veränderungen unter Gender-Aspekten bei der Umstellung auf BA/MA-Strukturen umzusetzen, sowie die systematische Berücksichtigung von Gender-Aspekten in der Forschung. Das Frauenforschungszentrum (ffz) an der TUD hat besondere Relevanz zur Steigerung einer Gender-Sensibilität in Forschung und Lehre.

"Equality of gender would be a desirable sign of excellency." The interview with vice-president Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl focuses on the relevance of gender science and gender studies for the field of engineering sciences. Three perspectives are mentioned as significant: To increase the participation of female students in this field. To focus on the meaning of gender for BA/MA-structures. To evaluate the epistemological relevance of the gender category for engineering science. The relevance of the Frauenforschungszentrum ffz is outlined to increase gender sensitivity in research and teaching.

Herr Professor Anderl: Sie sind Professor für Datenverarbeitung in der Konstruktion im Fachbereich Maschinenbau und haben daher reichlich Erfahrungen zur Thematik der Unterrepräsentanz von Frauen in Studium und Forschung. Wie sieht es mit der Beteiligung von Frauen in Ihrem Arbeitsbereich und am Fachbereich Maschinenbau aus?

Es ist richtig, dass der Maschinenbau ein Fachbereich ist, an dem relativ wenige Frauen studieren. Wir haben zurzeit einen Frauen-Anteil von etwa 7,5 Prozent. Wir wünschen uns wesentlich mehr Studentinnen im Fachbereich Maschinenbau. Es gibt mehrere Ansätze zur Verbesserung der Frauenquote. Ein Ansatz ist der, dass sich die Studien- und Arbeitsinhalte in den letzten zehn Jahren deutlich verschoben haben. Wir finden sehr viel mehr Berechnungsabteilungen im Maschinenbau vor, die mehr oder weniger auf Büroarbeit hinauslaufen. Natürlich besitzt das Thema Experiment auch weiterhin eine sehr hohe Bedeutung, aber auch hier hat sich die gesamte Arbeitssituation in den Laboren und Werkstätten im Vergleich zu früher deutlich geändert. Auch hier sind heute attraktive Betätigungsfelder für Frauen entstanden. Ich halte es für ganz entscheidend, dass wir mit Werbung viel mehr auf die Frauen zu gehen müssen. Wir müssen Schülerinnen für dieses Studium und auch generell für Technik mehr interessieren. Ich glaube, da liegt ein entscheidender Schlüssel. Ich war beispielsweise langjährig Dekan im Fachbereich Maschinenbau und sagte damals, dass ich mir für den Maschinenbau 50 Prozent Studentinnen wünschen würde. Wäre das an der TU Darmstadt die Wirklichkeit, dann wäre dies ein Alleinstellungsmerkmal in

ganz Deutschland, wahrscheinlich in ganz Europa. Wenn ich mir vorstelle, der Maschinenbau würde sich eine solche Strategie auf die Fahnen schreiben, dann wäre es dadurch möglich, deutlich mehr Studentinnen für den Maschinenbau in Darmstadt zu begeistern. Dann würde sich der Maschinenbau in einem ganz anderen Licht entwickeln.

Wie sieht es in der Forschung aus? Sie haben am Eingang zu Ihrem Arbeitsbereich eine Fotowand mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, darunter zwei Ingenieurinnen.

Ja, zwei Maschinenbauerinnen haben – seit ich das Fachgebiet leite – promoviert und zwei Assistentinnen arbeiten derzeit an ihrer Promotion. Eine Assistentin wird nächstes Jahr promovieren und die andere Assistentin haben wir erst dieses Jahr eingestellt. Wir haben ständig im Mitarbeiterstab Frauen gehabt, und das sehr erfolgreich. Dies waren im Schnitt jeweils zwei.

Wenn sie Ihre Erfahrung des Maschinenbaus auf die gesamte TU übertragen: Welchen Stellenwert hat die Frauen- und Geschlechterforschung an der TU insgesamt?

Ich glaube, dass aus der Frauenforschung eine ganze Reihe von wichtigen Erkenntnissen für die gesamte TU entstehen werden. Daher ist diese insgesamt gesehen wichtig. Vor diesem Hintergrund denke ich, sollte sie sichtbarer gemacht werden, gerade auch an der TU.

Welche Ziele haben Sie sich auf Präsidialebene gesetzt im Hinblick auf die Gleichstellung von Frauen? Sei es bei den Studierendenzahlen, im

wissenschaftlichen Mittelbau, in Leitungsfunktionen der Verwaltung der TU und bei der Berufung von Professuren?

Der Anteil der Studentinnen insgesamt hat sich in den letzten Jahren erhöht. Jedoch ist in den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern noch einiges zu verbessern. Ich habe bereits die Werbung für den Maschinenbau und die Technik im Allgemeinen angesprochen. Ebenso ist folgerichtig, die Quote der Absolventinnen zu erhöhen. Wir sind auf einem guten Weg.

Wie steht es um die Vorbildwirkung der ProfessorInnen auf künftige und aktuelle Studierende? Gibt es im Hinblick auf eine Zunahme der Professorinnen konkrete Zielsetzungen? Z.B. als klare Zielsetzung, die nächste zu besetzende Stelle in einem Fachbereich mit einer Frau zu besetzen?

Im Maschinenbau haben wir eine Frau. Professorin Christina Berger ist unser Aushängeschild. Sie ist eine überaus anerkannte Wissenschaftlerin und eine sehr geschätzte Kollegin. Sie leitet die staatliche Materialprüfungsanstalt und ist am Institut für Werkstoffkunde am Fachbereich Maschinenbau erfolgreich tätig. Generell hängt es natürlich immer davon ab, wie wir überhaupt Zugriff auf geeignete Bewerberinnen bekommen. Das ist ein großes Problem. Wenn wir eine Professur ausschreiben ist es ja nicht so, dass sich sehr viele Fachfrauen bewerben.

Speisen Sie Ausschreibungen auch in die Netzwerke der Frauen, z.B. bundesweite Datenbanken, ein?

Ja, selbstverständlich, leider nicht mit überwältigendem Erfolg.

Betrachten wir das Studium auf inhaltlicher Ebene. Da geht es um Studieninhalte und -strukturen, die Frauen so abschrecken, bzw. ermutigen, bestimmte Fächer zu studieren. Die Ingenieurwissenschaften gehören zu den Studiengängen,

die dafür bekannt sind, dass sie sehr zeit- und arbeitsintensiv sind und vermuten lassen, dass auch der spätere Berufsalltag so aussieht und keine oder wenig Zeit für weitere Interessen lässt. Wirkt das TU-Präsidium auf die Studienordnungen ein? So, dass der strikte Plan ein Stück weit zugunsten neuer Inhalte wie etwa Geschlechterverhältnisse in der Technik aufgebrochen wird?

Wir wollen unsere Studienordnungen möglichst offen gestalten, damit Raum für Weiterentwicklungen im Fach bleibt. Ebenso sind gesellschaftliche Entwicklungen einzubeziehen. Vorziehen würde ich eine Werbung um Studentinnen.

Bei der Werbung gab es in den 90er Jahren viel versprechende Konzepte, die dann aber mangels weiterer Finanzierung durch das Land und Nichtübernahme durch die TU auslaufen sind. Möchten Sie diese Konzepte wieder aktivieren?

Diese Aktivitäten sind nicht wirklich eingestellt worden. Sie laufen in einzelnen Fachbereichen weiter.

Kommen wir bei den Studiengängen auf die Umstellung Bachelor/Master. Man könnte da systematisch den Genderaspekt in die neuen Studienordnungen hineinschreiben. Die Hochschule Bremen zum Beispiel hat auf der Direktoralebene einen Aktionsplan Gleichstellungsmaßnahmen bis zum Jahr 2008 konkret festgelegt. Dies könnte etwa für den Maschinenbau bedeuten, dass das Thema Technik und Geschlecht strukturell in den Studiengängen verankert werden müsste. Zum Beispiel in Veranstaltungen, die alle Studierenden, Männer wie Frauen, während ihres Studium für die Genderthematik sensibilisieren. Dies hätte dann den nachhaltigen Aspekt, dass die Studierenden unanhängig davon, ob sie an der Hochschule bleiben oder in die Industrie gehen, diese Sensibilisierung mitnehmen für ihre zukünftigen Entscheidungen. Denkt die TU Darmstadt auch an so etwas?



Bild: Hanne Junghans, Blue Room, 2001/02

Ein ganz klares Ja. Aber ich betone, dass wir dazu die Unterstützung der Fachbereiche brauchen. Ich bin an der Stelle nicht davon überzeugt, dass das Präsidium hier etwas bewegen kann nur über Richtlinien, Verordnungen und Sonstiges. Ich glaube, dass man an dieser Stelle eher sensibilisieren, überzeugen und fördern muss. Ich halte es im Sinne der Nachhaltigkeit für ganz entscheidend, die Fachbereiche zu überzeugen, dass sie auf dem Gebiet der Frauenförderung diese Wege gehen, denn im Endeffekt müssen diese die Entscheidungen umsetzen.

Letztendlich hängt doch sehr viel am Geld. Halten Sie hier den Geschlechteraspekt als einen Faktor innerhalb der Budgetierung für sinnvoll?

Chancengleichheit ist nicht nur unabhängig von den Fächern zu sehen. Wenn ich mir beispielsweise die Bewerberlage ansehe, fehlen in einigen Fachbereichen die qualifizierten Frauen. Die Anzahl der Bewerberinnen ist an einigen Fachbereichen gering. Das mit dem Geld ist ein Problem. Da will ich auch gar nichts beschönigen. Wir müssen mit dem vorhandenen Geld zuerst unsere Verpflichtungen einhalten. Aber Frauenförderung und Frauenforschung ist wichtig. Natürlich ist ihre Berücksichtigung im Budget wichtig, aber nicht der einzige Schlüssel zum Erfolg. Es gibt es noch weitere, nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten.

Sind sie der Meinung, dass Frauen und Geschlechterforschung eine Möglichkeit für Veränderungsprozesse an Hochschulen ist?

Ja.

Machen wir ein kleines Beispiel. Wenn Sie sich verorten müssten auf einer Skala mit den verschiedenen Möglichkeiten der Frauenförderung: Einerseits die Möglichkeit, Drittmittelprojekte nur anzunehmen, wenn der Genderaspekt angemessen berücksichtigt wird. Und am anderen Ende liegt der Besuch einer unverbindlichen Veranstaltung zum Thema Gender. Wo würden Sie sich positionieren?

Ich würde mich sicherlich nicht auf der Seite der Drittmittel einordnen, aber auch eine Veranstaltung zu Gender wäre mir zu wenig.

Kommen wir speziell auf das Frauenforschungszentrum der TU Darmstadt (ffz). Müsste auch das ffz gerade zur Sensibilisierung mehr unternehmen? Und was könnte das ffz mehr machen, um Ingenieurinnen für das ffz zu gewinnen?

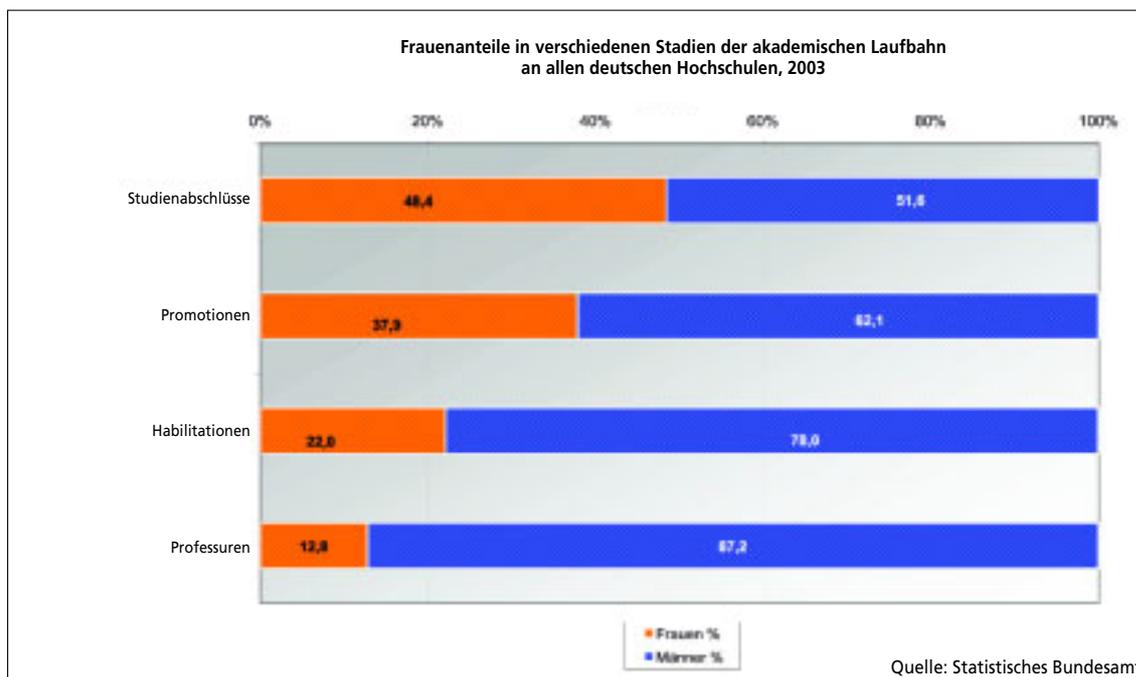
Ganz spontan sage ich, die Sichtbarkeit. Aus meiner Sicht ist die Arbeit des ffz hervorragend, nur sehen es viel zu wenige. Ich stelle dies einfach nur fest. Hier müsste das ffz deutlich mehr Energien hineinstecken. Beispielsweise durch Plakate, Netzwerke und so weiter. Das ffz ist eine interdisziplinäre Einrichtung. Ich hatte ja auch schon meine Unterstützung zugesagt. Aber ich glaube, dass es ganz wichtig ist, die Transparenz nach innen zu verstärken. Auch einen Newsletter hielte ich für eine gute Idee. Mit einer einheitlichen Gestaltung, einem Teil mit Forschungsergebnissen und einem weiteren Teil, der von den Fachbereichen gestaltet wird und ganz konkret auf Probleme eingeht. Ein weiteres Betätigungsfeld wäre E-Learning an der TU Darmstadt. Ich sehe hier sehr große Chancen, Gender-Aspekte mit einzubringen.

Können wir bei Veränderungen mit konkreter Unterstützung auf Präsidialebene rechnen?

Ganz klar ja, aber ich bin an dieser Stelle nicht überzeugt, dass das Präsidium alleine hier etwas bewegen kann.

Was halten sie von der Idee, Geschlechtergerechtigkeit als ein weiteres Exzellenzmerkmal der TU zu verankern?

Geschlechtergerechtigkeit wäre ein überaus wünschenswertes Exzellenzmerkmal. Gerade für uns als Technische Universität würden sich dadurch neue Chancen eröffnen, interdisziplinär neue Wege zu beschreiten und uns weiter zu entwickeln.





Geschlechtsrollen, doing gender und der männliche Habitus

Beate Kraus

Gegenwärtig scheint die Debatte um den theoretischen Zugang zum Verständnis der Geschlechterhierarchie in eine Sackgasse gelangt. Die Unterscheidung von sex und gender hat mehr Verwirrung als analytische Klarheit gestiftet; der traditionelle Begriff der Geschlechtsrolle versperrt den Blick auf die zentralen Phänomene der Geschlechterordnung; und die Auflösung der Geschlechterdifferenz in Diskurse reduziert diese auf die Beliebigkeit von Karnevals-Kostümen. Neue theoretische Perspektiven für die feministische Debatte eröffnet das von Pierre Bourdieu entwickelte Habitus-Konzept.

Sex roles, doing gender and the male habitus.
As it appears currently the debate concerning the theoretical approach to the understanding of the gender hierarchy has reached a deadlock. The distinction between sex and gender has created more confusion than analytical clarity; the traditional term of sex role is blocking the view on core phenomena of the social order of gender; and the dissolution of gender differences into discourses is reducing them to the arbitrariness of a fancy dress ball. New theoretical perspectives are opened up for the feminist debate by the habitus concept developed by Pierre Bourdieu.

Bild: Richmodis du Mont
o. T., 2004

Unterscheidung von sex und gender

In allen uns bekannten Gesellschaften ist die soziale Ordnung der Geschlechter ein zentrales Element gesellschaftlicher Strukturierung, und überall, auch in der modernen Gesellschaft, in der wir leben, ist die Geschlechterordnung hierarchisch geregelt. Die sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung hat in den beiden letzten Jahrzehnten viel zum Verständnis dieses grundlegenden gesellschaftlichen Strukturprinzips beigetragen. Sie konnte zeigen, dass die Geschlechterhierarchie nicht auf „natürliche“ Eigenschaften von Personen zurückzuführen ist, sondern als ein tief verwurzeltes Prinzip der Regelung sozialer Beziehungen verstanden werden muss, ein Prinzip, das ständig unseres sozialen Handelns bedarf, um wirksam zu sein. „Doing gender is unavoidable“, formulierten West/Zimmermann (1987), um den Blick auf das *doing*, auf das Aktive und Prozessuale der Herstellung von Geschlechterdifferenzen zu lenken. Aber auch in gesellschaftliche Strukturzusammenhänge ist die Geschlechterhierarchie in vielfältiger Weise eingelagert, wie die Arbeiten zur Arbeits- und Berufssoziologie und zur Organisationsforschung nachdrücklich belegen.

Eine zentrale Rolle für die enormen Erkenntnisfortschritte in der Frauen- und Geschlechterforschung der beiden letzten Jahrzehnte spielte die Unterscheidung von *sex* und *gender*. Mit dieser Unterscheidung gelang es, das Soziale und Kulturelle im Geschlechterverhältnis deutlich zu machen, d.h. aber auch, die Geschlechterdifferenz zu denaturalisieren und für das politische Handeln zu öffnen. Fortan ging es nur noch um *gender*; was gerne als „die Biologie“ oder als männliche bzw. weibliche „Natur“ bezeichnet wird, wurde gewissermaßen ausgeklammert. Praktisch an der Kategorie *gender* war auch, dass sie kompatibel ist mit dem soziologischen Konstrukt der sozialen Rolle. Auf dieses wird üblicherweise zurückgegriffen, um die in der sozialen Realität unübersehbaren Unterschiede in den Lebensverhältnissen und in den Handlungs- und Denkweisen von Frauen und Männern soziologisch fassbar zu machen. Das Rollenkonzept geht im Wesentlichen auf Talcott Parsons zurück, der im Rahmen seiner struktur-funktionalistischen Theorie auch schon früh (1942) eine Vorstellung von „Geschlechtsrollen“, von *sex roles*, entwickelt.

Sackgassen der Debatte

Mehr und mehr wird jedoch deutlich, dass die differenzierten Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung den mit den Kategorien von *gender* und Geschlechtsrolle aufgespannten analytischen Rahmen sprengen. Zunächst machen sich die alten Probleme des Rollenbegriffs wieder bemerkbar: Zum einen lassen sich die beobachteten Machtasymmetrien und als Herrschaftsverhältnis institutionalisierten Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern mit diesem Konstrukt nicht systematisch aufschlüsseln; Macht hat in der strukturell-funktionalen Theorie, in die das Rollenkonzept systematisch eingebunden ist, keinen Platz. Zum zweiten bleibt das Prozessuale, der Aspekt des Herstellens (und Veränderens!) von Geschlechterdifferenzen in der Interaktion außer Acht. Und schließlich bezieht sich die soziale Rolle

– hier die Rolle des Mannes bzw. der Frau – auf einen bestimmten Interaktionskontext und auf eine spezifische soziale Situation (vgl. Lopata/Thorne 1978). Die „Geschlechtsrolle“ ist in diesem theoretischen Rahmen etwas, das in Partnerbeziehungen, in der Familie und vor allem in der im eigentlichen Sinne sexuellen Interaktion relevant wird. Wie die Forschung nachdrücklich gezeigt hat, ist das Geschlecht der Personen jedoch nicht nur in spezifischen sozialen Situationen, sondern immer präsent.

Auch die Verwendung des Begriffs *gender* wirft, wie in den Debatten der letzten Jahre deutlich geworden ist, Probleme auf. Im Anschluss an Judith Butler als der prominentesten Vertreterin einer poststrukturalistischen feministischen Theorie wurden Positionen entwickelt, die die Geschlechterdifferenz nur mehr als eine Sache von Diskursen erscheinen ließen. Mit der Reduktion der Geschlechtsidentität auf ein Diskursphänomen ist jedoch nicht nur etwas ganz Zentrales im Menschsein aus dem Blick geraten, nämlich die Körperlichkeit des Menschen, verschwunden ist auch der politische Stachel, den in einer auf Freiheit und Gleichheit sich gründenden Gesellschaft eine Geschlechterordnung enthält, die von fest verwurzelten Machtasymmetrien durchzogen ist.

Es ist angesichts dieses Diskussionsstandes angebracht, im wissenschaftlichen Tagesgeschäft einen Moment inne zu halten und sich zu fragen: Wo steckt eigentlich das Problem? Dabei fallen zwei Dinge auf: Zum einen ist an der Geschlechterdifferenz, an der Art der Regelung der Beziehungen von Mann und Frau in unserer Gesellschaft nicht die Differenz, nicht einmal die Zweigeschlechtlichkeit als solche das Problem. Differenzen, Merkmale und Prozesse sozialer Unterscheidung sind konstitutiv für eine moderne, demokratisch verfasste Gesellschaft; sie gehören zur unverwechselbaren Identität der Personen, zu ihrer Individualität und zu ihrer Freiheit. Zur Identität der Individuen gehört auch ihre – wie immer geartete und ausgelebte – geschlechtliche Identität und der Platz in der sozialen Ordnung, den sie darin, zugleich mit der Entwicklung ihrer Identität, gefunden haben. Das Problem ist die an die Geschlechterordnung gebundene Beziehung der Unterordnung des Weiblichen unter das Männliche, die Geschlechterhierarchie oder, in den Worten des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, die männliche Herrschaft.

Zum zweiten greift die Unterscheidung von *sex* und *gender*, ebenso wie das Konstrukt der sozialen Rolle, eine Denkfigur auf, die dem europäischen Denken vertraut ist, die Entgegensetzung von Körper und Geist. Auch diese Entgegensetzung impliziert und variiert eine Beziehung der Unterordnung: die Unterordnung des Körpers/der Natur/der Materie unter den Geist/die Kultur/die Seele. Mit der Unterscheidung von *sex* und *gender* und der damit verbundenen Ausklammerung des Körpers aus der Analyse des Geschlechterverhältnisses wird daher das Problem nicht gelöst, sondern nur umgangen: Wie kann man das Soziale der Geschlechterdifferenz, insbesondere das damit – nicht logisch, sondern empirisch – gegebene Herrschaftsverhältnis begreifen und zugleich der geschlechtlich differenzierten Körperlichkeit der Individuen Rechnung tragen?

Das von dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu entwickelte analytische Instrumentarium er-

öffnet einen neuen Zugang zu den oben skizzierten Problemen der theoretischen Debatte. Bourdieus Soziologie zielt immer auf eine Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse, und das Neue daran ist, dass sie dabei den Blick insbesondere auf die kulturelle Dimension sozialer Praxis richtet, die in den Debatten um das Geschlechterverhältnis von so zentraler Bedeutung ist. Vor allem aber setzt sie genau an jenen problematischen Dualismen der soziologischen Tradition an, die auch den theoretisch-systematischen Zugang zum Geschlechterverhältnis so schwierig machen: der Dualismus von Individuum und Gesellschaft, an den sich die „elende Alternative“ von subjektivistischen und objektivistischen Handlungstheorien knüpft, und der Dualismus von Körper und Geist. Dies soll im Folgenden knapp skizziert werden.

Habitus, Körper, Geschlecht

Bourdieu entwickelt seine Argumentation zur Geschlechterordnung vom Konzept des Habitus her. Wie das Konstrukt der sozialen Rolle zielt das Habitus-Konzept darauf, das Individuum als vergesellschaftetes Subjekt zu begreifen, geht jedoch von einem völlig anderen Verständnis von Gesellschaft ebenso wie von Wissenschaft aus. Die traditionellen Vorstellungen vom sozialen Akteur konzipieren diesen im Grunde als Geistwesen, als einen Handelnden, der ohne Körper agiert. Die Handlungen der Menschen werden auf der Ebene der Abstraktion betrachtet, als Normen, Regeln, Gesetze, Erwartungen, Rollen, rationale Kalküle. Die spezifische Körperlichkeit menschlichen – und das heißt immer: sozialen – Handelns gerät der Soziologie damit vollkommen aus dem Blick, ebenso wie die körperlichen Dimensionen der Geschlechtlichkeit des Menschen. Das Habitus-Konzept allerdings eröffnet hierzu einen systematischen Zugang. Der Habitus ist, wie Bourdieu sagt, „das Körper gewordene Soziale“, und dies ist keineswegs bloße Metapher. Der Habitus als inkorporierte Erfahrung des Subjekts mit der sozialen Welt *manifestiert* sich nicht nur in den Gesten, in der Körperhaltung und im Körpergebrauch; vielmehr ist der Körper als Speicher sozialer Erfahrung wesentlicher Bestandteil des Habitus.

Zu den grundlegenden Klassifikationsschemata des gesellschaftlichen Alltags gehört die Unterscheidung in männlich und weiblich. Diese Unterscheidung ist

als vergeschlechtlichte Sicht auf die Welt in den Habitus der Individuen eingelagert. Sie prägt den Habitus zutiefst und unentrinnbar, und dieser wiederum zwingt unserem Handeln die ständige Anwendung jener Klassifikation auf. Bourdieu findet dafür eine schöne Metapher: „Das Geschlecht ist eine ganz fundamentale Dimension des Habitus, die, wie in der Musik die Kreuze oder die Schlüssel, alle mit den fundamentalen sozialen Faktoren zusammenhängenden sozialen Eigenschaften modifiziert“ (Bourdieu 1997: 222). Bezogen auf die soziale Identität der Person heißt dies, dass das Geschlecht einen ganz wesentlichen Teil der Identität ausmacht. Das Geschlecht jedoch ist immer auch bezogen auf das, was stärker als alles andere als „Natur“ des Menschen gilt: seinen Körper.

Nicht erst seit der enormen Erweiterung der Möglichkeiten der Schönheits-Chirurgie und der Reproduktionsmedizin allerdings ist deutlich geworden, dass der menschliche Körper nicht auf „bloße Natur“ zu reduzieren ist. Die Wahrnehmung des Körpers, des eigenen wie des fremden, die Erfahrung des eigenen Körpers ist immer auch eine Sache des Bewusstseins, d.h. der gesellschaftlich geprägten Vorstellungen von den körperlichen Prozessen und Aktivitäten und der damit verbundenen Klassifikationsschemata, mythischen Überformungen usw. So zeigen inzwischen eine ganze Reihe von Studien, dass es keine „auf die Biologie beschränkte“ Erfahrung von Sexualität und reproduktiven Vorgängen gibt; vielmehr sind die Vorstellungen von körperlichen Funktionen, Vorgängen und Empfindungsweisen, damit aber auch die in einer Gesellschaft existierenden Konzepte für die Wahrnehmung und das Erleben des eigenen Körpers und seiner Geschlechtlichkeit, bestimmt von der umfassenden symbolischen Ordnung des Geschlechterverhältnisses. Mit diesem körperlichen Bezugspunkt ist die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht nur so tief und fest im Habitus verankert wie nur möglich, sie macht auch wie keine andere gesellschaftliche Struktur vergessen, dass sie gesellschaftliche, und das heißt von den Menschen selbst produzierte und beständig reproduzierte Struktur ist: Sie gibt sich als ‚natürliche‘ Ordnung der Welt. Bei der männlichen Herrschaft handelt es sich, so Bourdieu, um nichts anderes als um die „Somatisierung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse“ (Bourdieu 2005).

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1997): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., S. 218-230
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M. (überarbeitete Fassung von Bourdieu 1997a)
- Kraus, Beate (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gunter Gebauer, Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt a.M., S. 208-250
- Kraus, Beate (2004): Soziologie als teilnehmende Objektivierung der sozialen Welt: Pierre Bourdieu. In: Stephan Moebius, Lothar Peter (Hg.): Französische Soziologie der Gegenwart. Konstanz, S. 171-210
- Lopata, Helena Z. and Barrie Thorne (1978): On the term „sex roles“. *Signs* 4, 1, S. 718-721
- West, Candace and Don Zimmerman (1987): Doing gender. *Gender and Society* 1, S. 125-151



Bild: Richmodis du Mont o. T., 2004

Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen: Chancengleichheit im Beruf?

Bärbel Könekamp/ Yvonne Haffner

Ingenieurwissenschaften und einige Naturwissenschaften gehören zu den weniger beliebten Studiengängen von Frauen. Begründet wird dies meist mit den von Männern dominierten Studiengängen und den begrenzten beruflichen Möglichkeiten für Frauen besonders durch die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Diese Argumente unterstellen Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt. Unsere Untersuchung belegt, dass strukturelle Barrieren durch eine traditionelle Arbeitskultur auf dem naturwissenschaftlichen und technischen Arbeitsmarkt Frauen benachteiligen.

Female Engineers and Scientist: Equal Opportunities on the Job? Engineering and some natural sciences are among the least popular subjects of studies for women in Germany. This is commonly explained by arguments like the male dominated studies or the limited opportunities for women to start and to pursue a career, often understood as being caused by the difficulties to combine working and family life. These arguments assume equal opportunities for women and men on the job market. Our study shows structural barriers as a traditional (male dominated) working culture disadvantaging women on the job market.

In vielen naturwissenschaftlichen und technischen Studiengängen sind Frauen unterrepräsentiert. Bislang wurde dieses Phänomen mit dem geringen Interesse von Frauen an diesen Fächern erklärt. Wenig erforscht wurden die Chancen von hochqualifizierten Frauen aus diesen Fächern im Beruf. „Wenn mehr junge Frauen ein technisches Fach studieren würden, dann wären Ingenieurinnen auch in allen beruflichen Positionen entsprechend vertreten“, argumentiert ein Fachvertreter. Die wenigen zur Verfügung stehenden statistischen Daten zur beruflichen Situation von hochqualifizierten Frauen in diesen Berufsfeldern machen allerdings darauf aufmerksam, dass Frauen dort schlechter in den Arbeitsmarkt integriert sind als Männer. Untersuchungen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) zeigen, dass Frauen häufiger arbeitslos sind, wenn sie ein ‚Männerfach‘ studiert haben (IAB 1999, 2002). Eine geschlechtstypische Studienfachwahl schützt Frauen nicht vor schlechteren Arbeitsmarkt- und Beschäftigungschancen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen (Pflicht, Schreyer 2002). Diese Probleme beginnen bereits bei der Berufseinmündung von Frauen mit entsprechenden Studienabschlüssen, die sich schwieriger als bei ihren männlichen Kollegen gestaltet (Minks 1996, 2001). Ein europäischer Vergleich zur Situation von Frauen in der Wissenschaft und in der industriellen Forschung zeigt, dass Frauen in Europa und insbesondere in Deutschland geringere Chancen auf einen Arbeitsplatz in der Forschung haben als Männer. Und der Ländervergleich zeigt: Es gibt ganz erhebliche Unterschiede in der beruflichen Integration von Frauen im internationalen Vergleich. Europa-

weit ist die Anzahl der Arbeitsplätze in der industriellen Forschung in Deutschland am größten. Während aber in Deutschland nur jeder zehnte wissenschaftliche Arbeitsplatz in der industriellen Forschung von einer Frau besetzt wird, arbeiten in unserem Nachbarland Frankreich doppelt so viele Frauen in diesem Bereich – in Portugal und Griechenland ist sogar fast jeder vierte Arbeitsplatz von einer Wissenschaftlerin besetzt. Dies ist weniger ein Problem geeigneter Frauen. Denn der Anteil der Absolventinnen liegt zur gleichen Zeit in Deutschland in den Naturwissenschaften bei 33% und in den Ingenieurwissenschaften bei 17% (Europäische Kommission 2003a/b). Die Zahl der Wissenschaftlerinnen könnte also weitaus höher sein. Das „Verschwinden“ von Frauen von Qualifikationsstufe zu Qualifikationsstufe bis hin zur Professur ist für den öffentlichen Forschungsbereich gut dokumentiert und wird als „leaky pipeline“ bezeichnet (Europäische Kommission 2001). Scheinbar gibt es auch in anderen Berufsfeldern diese „leaky pipeline“. Dramatisch, handelt es sich hier nicht nur um gesellschaftlich sehr anerkannte Arbeitsbereiche, sondern auch um technische und naturwissenschaftliche Innovationsfelder, die maßgeblichen Einfluss auf gesellschaftliche Veränderungen haben.

Das Forschungsdesign

Das vom Bundesbildungsministerium geförderte Forschungsprojekt „Strukturelle Barrieren für Absolventinnen und Absolventen technischer und naturwissenschaftlicher Fächer im Beruf: Analyse zur Entwicklung von Empfehlungen“ hat die Erforschung der

beruflichen Situation von Akademikerinnen zum Ziel. Hierfür wurden exemplarisch solche Fächer ausgesucht, die ein breites Berufsspektrum abdecken, welches sowohl neue als auch traditionelle Berufsfelder beinhaltet. Im Einzelnen sind dies die Fächer Chemie, Informatik und Ingenieurwesen.

Die Kooperation mit Fachgesellschaften und Berufsverbänden der ausgewählten Fächer ermöglichte eine Stichprobe von 28.000 Absolventinnen und Absolventen für eine schriftliche Befragung. Bei einer Rücklaufquote von 32% liegen uns etwa 9.000 Datensätze zur Auswertung vor – eine Größenordnung, die für die Forschung zur beruflichen Situation von Akademikerinnen mit naturwissenschaftlichen und technischen Studienabschlüssen in Deutschland einmalig ist.

Feine Unterschiede

Es sind feine Unterschiede, die von Fach zu Fach variieren, an denen eine unterschiedliche Förderung von Frauen und Männern während der Promotionsphase bereits an der Hochschule sichtbar wird. Im Ingenieurwesen werden Frauen zwar etwas häufiger aufgefordert, auf nationalen Tagungen vorzutragen. Aber der zweite Blick zeigt, dass die feinen Unterschiede darin verborgen liegen, welche Förderung – der Vortrag an einer nationalen oder einer internationalen Tagung – Männern und Frauen vorgeschlagen wird. Mentoren berücksichtigen auf internationalen Tagungen häufiger die Vorstellung der Ergebnisse ihrer männlichen als ihrer weiblichen Mitarbeiter. Diese haben seltener die Möglichkeit, ihre Ergebnisse selbst zu präsentieren und sind daher in der Fachöffentlichkeit weniger sichtbar.

Auch im Fach Chemie zeigt sich ein vergleichbares Muster: Findet man auf den ersten Blick keine Förderunterschiede bei Tagungen, wird auf den zweiten Blick eine bessere Integration von Männern durch häufigere Aufforderungen zu gemeinsamen Publikationen und Einführungen in Netzwerke sichtbar. Diese Förderung beschränkt sich nicht alleine auf die Einführung in die scientific community, Männer werden auch beim Berufsstart häufiger durch ihre Mentoren unterstützt. Es stellt sich daher die Frage, ob bereits an der Hochschule Frauen nur für das Spiel in der 2. Liga ausgebildet werden.

Frauen starten in allen untersuchten Fächern im Durchschnitt mit besseren Abiturnoten ihr Studium, aber sie verlieren diesen Vorsprung bis zum Ende ihres Studiums. Im Durchschnitt betrachtet, beenden Frauen ihr Studium in kürzerer Zeit als ihre männlichen Kollegen, aber mit vergleichbaren Leistungen und Zusatzqualifikationen. Und sie haben häufiger bereits vor dem Studium eine Ausbildung abgeschlossen.

Beruflicher Erfolg

Vergleicht man Karrierewünsche von Frauen und Männern, dann sind keine geschlechtsspezifischen Unterschiede zu finden. Frauen sind genauso karriereorientiert wie Männer. Dennoch gibt es bei der Stellensuche ein Kriterium, in dem sich Frauen und Männer unterscheiden: Frauen wünschen häufiger attraktive Arbeitszeitregelungen. Dieser Unterschied ver-

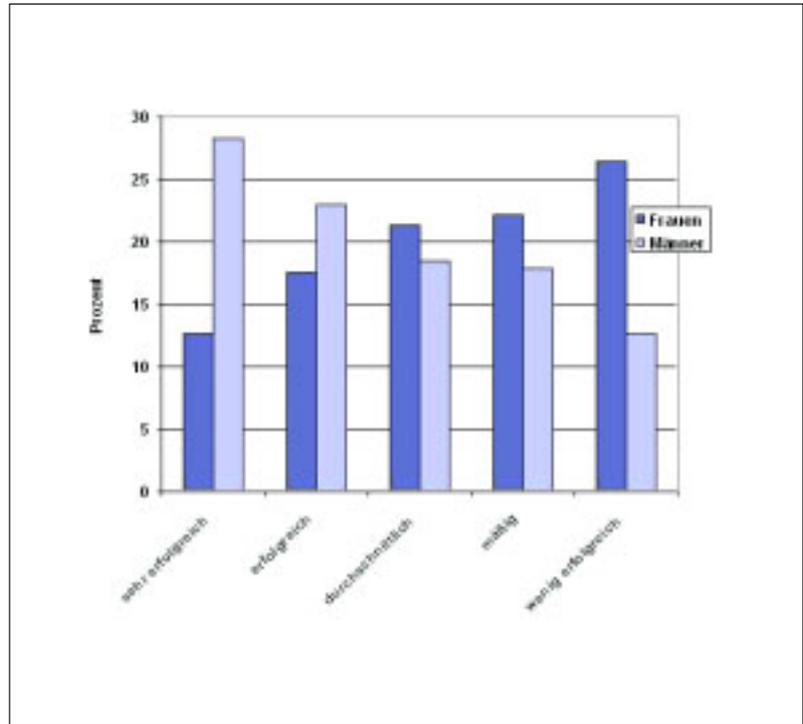


Abbildung 1: Erfolgsverteilung differenziert nach Geschlecht (N=5.805)

weist auf die üblichen Arbeitsbedingungen – die langen Arbeitstage in diesen Berufen.

Um den beruflichen Erfolg von Frauen und Männern zu vergleichen, haben wir unsere Analyse zunächst auf formale Faktoren, wie die Höhe des Einkommens, besondere Personalverantwortung, die Führungsebene sowie den Handlungsspielraum im Betrieb, beschränkt. Diese Faktoren fließen in die Variable „Erfolg“ mit fünf gleichgroßen Ausprägungen ein – von sehr erfolgreich bis wenig erfolgreich. Die Kategorie „wenig erfolgreich“ bedeutet geringes Einkommen, wenig Personalverantwortung und geringen Handlungsspielraum, „sehr erfolgreich“ entsprechend hohes Einkommen, Personalverantwortung usw. in Relation zur gesamten Stichprobe eines Faches.

Wie Abbildung 1 illustriert, sind 28% aller Männer sehr erfolgreich, aber nur 13% der Frauen. In der Kategorie „wenig erfolgreich“ sind hingegen über ein Viertel aller Frauen, aber nur 13% der Männer zu finden. Nun gibt es zwei Merkmale, die den Erfolg unabhängig vom Geschlecht maßgeblich beeinflussen. Dies sind die Teilzeitbeschäftigung, die überwiegend Frauen betrifft und mit geringerem beruflichem Erfolg korrespondiert, und die Selbständigkeit, die mit viel beruflichem Erfolg in Zusammenhang steht. Aber auch wenn man Teilzeitbeschäftigte und Selbstständige aus dem Vergleich ausschließt, bleiben deutliche Unterschiede zwischen dem beruflichen Erfolg von Männern und Frauen in unterschiedlichen Beschäftigungsarten bestehen.

Frauen sind weniger erfolgreich als Männer, die in der gleichen Beschäftigungsart tätig sind. Besonders ausgeprägt ist diese Ungleichheit in der Wirtschaft, wie die fünf mittleren Säulen in Abbildung 2 veranschaulichen. Hier ist nur jede zehnte weibliche Angestellte sehr erfolgreich, aber jeder vierte Mann. Die Wirtschaft ist aber für Frauen und Männer der wichtigste Arbeitgeber. Ein Ausweichen in andere Bereiche ist daher nur begrenzt möglich.

Günstige Arbeitsbedingungen

Wo arbeiten Frauen, die sehr erfolgreich im Beruf sind? Diese haben häufig einen anderen Weg eingeschlagen. Sie sind erfolgreich, wenn sie nicht in Bereichen arbeiten, in der die Mehrheit ihrer männlichen Fachkollegen beschäftigt ist. Dies zeigt sich vor allem in den unterschiedlichen Beschäftigungsverhältnissen. Erfolgreiche Frauen arbeiten oft als Selbständige oder im Beamtenverhältnis, während weniger erfolgreiche Frauen häufiger als Angestellte im öffentlichen Dienst und in der Wirtschaft zu finden sind. Darüber hinaus sind erfolgreiche Frauen öfter in Betrieben beschäftigt, deren Merkmale untypisch für die Mehrheit der Betriebe sind, in denen ihre Fachkollegen und -kolleginnen arbeiten.

Diese Ergebnisse verweisen auf Barrieren, die vor allem in männerdominierten Bereichen zu finden sind. Hier existiert die männliche Arbeitskultur noch nahezu ungebrochen. Dazu gehört in erster Linie eine Leistungsbewertung entsprechend der überlangen Präsenz am Arbeitsort. Es wäre wichtig, demgegenüber gute Indikatoren für die Beurteilung der Qualität

von Arbeitsergebnissen zu entwickeln, die dieses Bewertungskriterium ablösen könnten. Des Weiteren muss die Kultivierung von konventionellen Arbeitszeitmodellen zurückgedrängt werden, weil sie den sich ändernden Lebensbedingungen von berufstätigen Vätern und Müttern, die immer häufiger in Doppelkarrierepartnerschaften leben, zu wenig Rechnung trägt. Dem sind neue Arbeitszeitmodelle entgegenzusetzen.

Darüber hinaus muss das fehlende Vertrauen in qualifizierte weibliche Nachwuchskräfte an Hochschulen und in Unternehmen abgebaut werden, auch bei der Auswahl von Führungskräften. Handlungsbedarf ist geboten, wenn Studierende nicht ihre Überzeugung an die Bedeutung von herausragenden Leistungen verlieren sollen und Unternehmen in Deutschland nicht ihren guten Ruf als innovative Arbeitgeber verlieren möchten. Studierende werden bei der Auswahl ihrer zukünftigen Arbeitgeber immer stärker ihr Augenmerk auf frauenfreundliche Unternehmen richten, weil diese andere Arbeitsbedingungen versprechen.

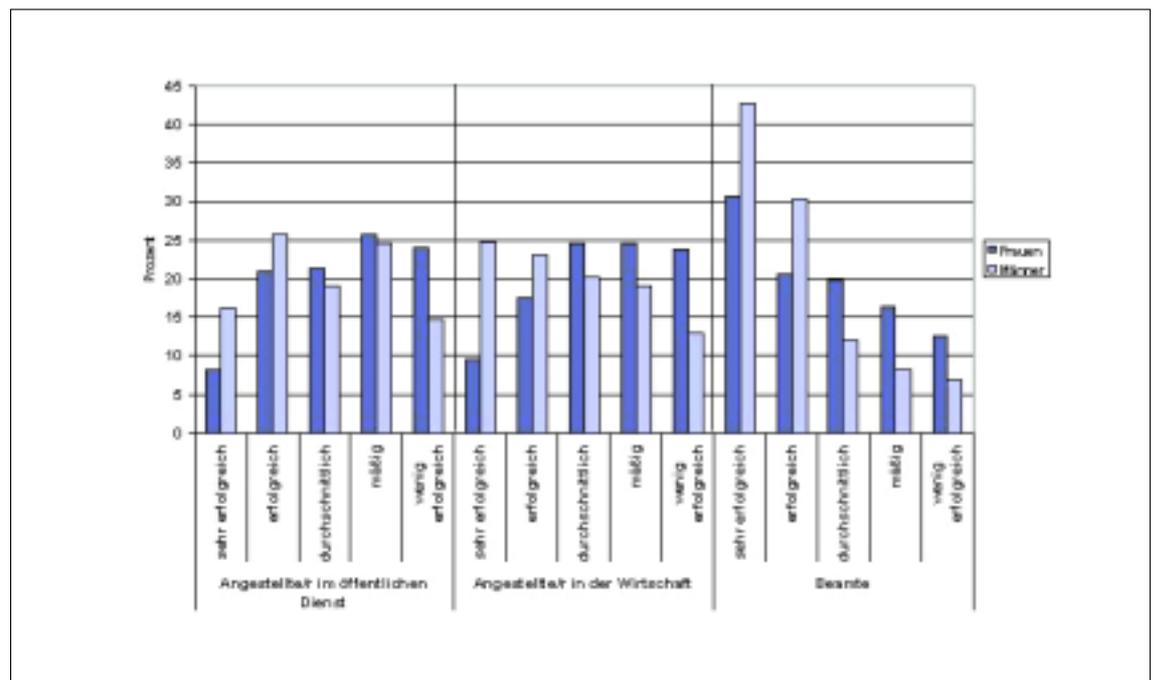


Abbildung 2: Erfolgsverteilung differenziert nach Geschlecht und Beschäftigungsart (nur Vollzeitbeschäftigte, ohne Selbständige (N=4.628))

Literatur

- Europäische Kommission (Hg.) (2001): Wissenschaftspolitik in der Europäischen Union. Förderung herausragender Leistungen durch Gender Mainstreaming; Bericht der ETAN-Expertinnenarbeitsgruppe „Frauen und Wissenschaft“
- Ders. (2003a): Women in Industrial Research. Analysis of statistical data and good practices company. Directorate-General for Research. Directorate C – Science & Society
- Ders. (2003b): Frauen in industrieller Forschung: Ein Alarmsignal für Europas Unternehmen. Europäische Kommission. Generaldirektion Forschung
- IAB Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Hg.) (1999): Kurzbericht Nr. 14: Frauen sind häufiger arbeitslos – gerade wenn sie ein „Männerfach“ studiert haben
- Ders. (Hg.) (2002): Kurzbericht Nr. 11: Ingenieurinnen und Informatikerinnen. Schöne neue Arbeitswelt?
- Minks, K. H. (1996): Frauen aus technischen und naturwissenschaftlichen Studiengängen. Ein Vergleich der Berufsübergänge von Absolventinnen und Absolventen. HIS Hochschulplanung 116. Hannover
- Ders. (2001): Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen – neue Chancen zwischen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft. HIS Hochschulplanung 153. Hannover
- Pflicht, H.; Schreyer, F. (2002): Ingenieurinnen und Informatikerinnen – ein Überblick über Studium, Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit. In: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Engelbrech, G. (Hg.): Arbeitsmarktchancen für Frauen, Nürnberg, S. 145-163



Die erotische Stadt

Martina Löw

Städte werden traditionell mit Erotik und Sexualität in Verbindung gebracht. Städte werden als Huren imaginiert. Als Genießer wurden historisch Männer konzeptualisiert, z.B. in der Figur des männlichen Flaneurs. Frauen nehmen eine ambivalentere Position ein: Einerseits wird ihnen der Genuss des städtischen Straßenlebens abgesprochen, andererseits können gerade Frauenkörper eingesetzt werden, um diese Erotik auszudrücken. Relativ neu ist eine selbstbezogene, städtisch konnotierte Erotik in Frauenzeitschriften, die junge Frauen als „Cowgirls“ der Großstadt in Szene setzen. Die Stadtforschung untersucht die Stadt als „erotisches Objekt“, eine durchaus strukturell ambivalente Herangehensweise.

***Erotic city** – Cities are traditionally associated with eroticism and sexuality. Cities are imagined as whores. Historically, men have always been conceptualized as connoisseurs, particularly captured in the figure of the male flaneur. Women assume a more ambivalent position: On the one hand they are deprived of the enjoyment of this urban street life, on the other hand women's bodies can be used to express this eroticism. Relatively recent it is propagated in articles in women's magazines a self-referential eroticism with urban connotations. Young women are cast in the light of big-city "cowgirls". Urban studies examine the city as an "erotic object," this approach is and continues to be structurally ambivalent.*

Abbildung aus Zeitschrift „Maxi“, Oktober 1998

Mit dicken roten Lettern wirbt die Zeitschrift Maxi bereits auf dem Titelblatt „Lust auf Berlin“. Diese Lust wird spezifiziert in „Shopping, Szene und Job-Chancen“. Schlägt man den Artikel auf, so ist dort zu lesen: „Sind Sie reif für Berlin?“ Reif, so die einschlägigen Lexika, bedeutet gefestigt im Leben stehend, hohen Ansprüchen genügend, aber auch „voll entwickelt“. „Reif“ hat einen intellektuellen und einen körperlich/erotischen Anklang. Wer in Berlin leben will, sollte demnach belastbar und anspruchsvoll sein, aber auch erwachsen genug für das erotische Leben. Über den Zeilen „sind sie reif“ ist eine junge Frau platziert, im Blümchenkleid mit einem Vogel auf der offenen Handfläche schaut sie der Leserin einer Frauenzeitschrift verführerisch in die Augen. „Berlin“ dagegen ist in blutroten Buchstaben geschrieben. Darunter sitzt eine Frau mit Glatze. Sie trägt nur blickdichte schwarze Leggings. Ihre Brustwarzen sind mit rotem Pflaster verdeckt. Sie sitzt breitbeinig in der leeren Badewanne. Ihr Blick geht in Richtung der Leserin, ohne dass man sich angeschaut fühlt. Er geht durch einen hindurch. Diese Frau sitzt nicht für die Leserin breitbeinig dort, sie ist auf sich selbst bezogen. Im Hintergrund hängt eine männliche Barbiepuppe, nackt, an den Füßen aufgehängt, mit Blick zur Wand. Sie verdeckt das Bild einer weiblichen Figur über der steht „zwischen Dienstleistung und Sklavenhandel“. Es ist offensichtlich ein Plakat zum Thema „Prostitution“. Die Berliner Protagonistin verkörpert ein offenes Verhältnis zur Sexualität, eine selbstbezogene Erotik,

Abbildung aus Zeitschrift „Maxi“, Oktober 1998



ein respektloses Verhältnis zu Männern, eine tolerante feministische Position zur Prostitution. Neben dem Bild steht: „Ich lebe total drogenfrei. Kein Kaffee, kein Tee, kein Zucker, keine Zigaretten. Meine Droge ist Berlin“. Die magere, halbnackte Frau, in einem kreativ-ärmlichen Badezimmer soll nicht mit Drogen in Verbindung gebracht werden, dennoch ist sie süchtig und zwar nach einer Stadt.

Mythen

Städte wurden schon immer mit Erotik und Sexualität in Verbindung gebracht. Stadtgründungsmythen arbeiten mit Bildern von Hydra und Sphinx. In der Literatur werden Rotlichtviertel als typische städtische Räume beschrieben oder gar ganze Städte als Huren imaginiert. Das Bild des „Straßenmädchens“ verweist zum einen alle Frauen, die nicht Prostituierte sein wollen, auf das Haus, zum anderen dient es als Projektionsfläche für erotische Phantasien und gleichzeitig für die Angst vor Krankheiten. Das Bild der Prostituierten ist somit elementarer Bestandteil vieler Städtebilder, sowohl als sexualisierter Aspekt städtischen Lebens als auch als Metapher für die Stadt als Ganzes, für deren beängstigende und anregende Aspekte. Genießer und Betroffene sind – historisch betrachtet – Männer, festgehalten insbesondere in der Figur des männlichen Flaneurs. Frauen wird dabei einerseits der Genuss dieses städtischen Straßenlebens abgesprochen, andererseits aber werden Frauenkörper eingesetzt, um diese Erotik bildlich oder metaphorisch auszudrücken.

Relativ neu ist daher an Artikeln, wie sie in der Zeitschrift Maxi abgedruckt werden, dass sie sich an eine weibliche Leserschaft richten. Die „intellektuell reife“ Frau wird aufgefordert, in Berlin einen kreativen Beruf zu finden, die „sexuell reife“ Frau nach Berlin zu ziehen und dort die Erotik einer aufreizenden Stadt zu genießen. Die eigentliche Veränderung besteht darin, dass die Erotik der Berliner Protagonistin selbstbezogen dargestellt wird. Die Frau mit der respektlos aufgehängten Barbiepuppe adressiert ihre Sinnlichkeit nicht an Männer. Sie selbst ist sinnlich – für sich, für ihren Genuss. Frauen werden weder als bindungsorientiert noch als an männlichen Maßstäben sich messend dargestellt. Sie sind vielmehr die „Cowgirls“ der Großstadt: Auf sich allein gestellt meistern sie jedes Abenteuer. Die Stadt ist das Objekt ihrer Begierde bzw. die vielfältigen Menschen dort, die anregende Umgebung, die „Szene“.

In dem Maxi-Artikel wie auch in vielen anderen Stadtberichten in den Frauenzeitschriften – und Stadt ist ein beliebtes Thema – ist Sicherheit im öffentlichen Raum kein Thema. Armut erscheint nur in ihrer kreativen Form: Junge Menschen gestalten mit wenigen Mitteln „hippe“ Räume. Armut, Gewalt und Arbeitslosigkeit verschwinden in den Frauenmagazinen zugunsten einer Sexualisierung der menschlichen Begegnungen und einer Ästhetisierung der Stadt oder werden nur durch das artikuliert, was ausgeschlossen werden muss, z.B. dass die Protagonistin Drogen nimmt. Stattdessen wird ein anderer Blick auf die Stadt geworfen: Die erotische Stadt erscheint. Allerdings verändern sich in diesem Städtediskurs die Bilder von jungen Frauen. Zwar wird nach wie vor Erotik und Sexualität junger Frauen eingesetzt, um

eine Zeitschrift gut zu verkaufen, aber diese Erotik wandelt sich vom Lolita-Mythos zur selbst(be)-sinnlichen, kreativ-kritischen Frau. Das Bild einer Frau, welches hier zur Identifikation angeboten wird, lässt Rückschlüsse auf die LeserInnenschaft zu. Man kann unterstellen, dass die „jungen Frauenzeit-schrift“ – so die Selbstbezeichnung von Maxi – durch Marktanalysen um die Bereitschaft zur Identifikation mit der kahlgeschorenen Frau in der Badewanne weiß. Die Schlussfolgerung lautet daher: Die Bilderwelt der Zeitschrift Maxi veranschaulicht ein Städtebild der Ästhetisierung und Sexualisierung des Städtischen, wobei gleichzeitig neue Bilder weiblicher Erotik etabliert werden.

Erotik

Das Bild der erotischen Stadt ist nicht nur ein Kunstprodukt der Massenmedien, sondern wird derzeit in der Stadtsoziologie von zwei gesellschaftlichen Gruppen als Thema lanciert: den feministischen Wissenschaftlerinnen (z.B. Young 1990; Grosz 1995; Valentine 1996) und den Lesben/Schwulen (z.B. Ingram u.a. 1997). Beide Gruppen betonen die Stadt als Freiraum, eine eigene Sexualität entwickeln und von der aufreizenden Stimmung einer Stadt profitieren zu können.

Young (1990) z.B. entwirft das heterogene Stadtleben als erotisch. In der dörflichen Gemeinschaft hören Personen auf, andere zu sein. Das Stadtleben fördere dagegen vielfältige, auch wechselnde, Gemeinschaften, jede/r sei immer wieder in der Position des Zugehörigen und des Fremden. Differenz versteht sie als erotisch: Aus der eigenen Routine hinausgezogen zu werden, das Neue, Fremde, Überraschende zu treffen, Interesse an Menschen, die als anders erfahren werden, zu entwickeln.

Für den Soziologen Bech (1995) ist Erotik nicht ein Ideal und Interesse am Fremden nicht sein Problem. Für ihn ist die moderne Stadt immer und überall, unvermeidlich, grundsätzlich und durchgängig sexualisiert. Dies macht er z.B. am Spiel der Blicke, in der Schwulenkultur cruising genannt, fest. Die Betonung des Sehens und des Sichtbaren, die Orientierung auf Oberflächen, und die ständigen potenziellen Berührungen einander Fremder machen für ihn die Sexualisierung des Städtischen aus.

Beide AutorInnen berufen sich in ihrer Begründung auf Heterogenität als Hauptkennzeichen des Städtischen. Die Stadt ist eine Welt von Fremden, die sich gegeneinander wahrnehmen, ohne sich wirklich füreinander zu interessieren. Genau dies verkörpert die oben dargestellte Protagonistin in der Zeitschrift. Sie bezieht sich auf andere, lässt sich durch andere anregen, ohne in Beziehung zu treten. Sie verkörpert die von Bech mit – noch zu prüfender – Radikalität beschriebene Praxis der Sexualisierung, mit der Young die Hoffnung verbindet, sie münde irgendwann in ein wirkliches Interesse an den Fremden.

Ambivalenzen

Die Vorstellung der erotischen Stadt ernst zu nehmen, ermöglicht, neue Perspektiven auf den städtischen Alltag zu werfen, das Anziehende zu reflektieren und es bietet Frauen die Möglichkeit, die Definitionen des Erotischen zu beeinflussen. Darin liegt jedoch gleichzeitig die Crux. Die Anthropologin Douglas zeigt in der Untersuchung des symbolischen Gebrauchs der Körper in verschiedenen Gesellschaftstypen, dass je komplexer das Sozialsystem aufgebaut ist, desto mehr ist das Handeln darauf angelegt, als „Verkehr zwischen körperlosen Geistern“ (Douglas 1993, 110) zu erscheinen. Der Grad der „Entkörperung“ wird benutzt, um soziale Hierarchien zu markieren. Weiße, heterosexuelle, unverwundete und bürgerliche Männer gelten in westlichen Gesellschaften als normal und damit körperlich als unauffällig. Sie reproduzieren diese Normalitätskonstruktion, indem sie Körperlichkeit, Erotik und Sexualisierung des städtischen Alltags aus den Forschungen ausgrenzen und diese nur in der phantastischen Welt der Literatur und Mythen ihren Platz findet. So wie ein Mensch mit weißer Hautfarbe die europäische oder amerikanische Gesellschaft nicht daran erinnert, dass es verschiedene Ethnien gibt, so symbolisiert ein Mann weder Geschlecht noch Körperlichkeit, es sei denn sein Körper ist stigmatisiert, zum Beispiel behindert, homosexuell oder schwarz.

Wenn also, wie in der Stadtforschung, Frauen und schwule Männer die gesellschaftliche Definition ihrer Person über Sexualität und die Markierung ihrer Körper offensiv in eine Thematisierung des sexualisierten Alltags wenden, laufen sie einerseits Gefahr, dass die Artikulationen der Verkörperung Prestigeverluste mit sich bringen. Andererseits bildet ein Diskurs über die Erotik des Städtischen nicht einfach eine existierende Realität ab, er produziert auch eine Wirklichkeit. In der Praxis, einer Stadt die erotischen Seiten abzugewinnen, entstehen daher auch Chancen auf neue Erkenntnisgewinne.

Literatur

- Bech, H.: Citysex. Die öffentliche Darstellung der Begierden. In: Soziale Welt. (1/1995), S. 5-26
- Douglas, M.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Frankfurt (1993)
- Grosz, E.: Bodies-Cities. In: Colomina, B.: Sexuality and Space. Princeton (1992), S. 241-253
- Ingram, G. u.a.: Queers in Space. Seattle/Washington (1997)
- Valentine, G.: (Re)negotiating the „Heterosexual Street“. In: Duncan, N.: BodySpace. London/New York (1996), S. 146-155
- Young, I.: Justice and the Politics of Difference. Princeton (1990)

Der männliche Berufsbegriff – eine Barriere für die Geschlechtergerechtigkeit

Angela Paul-Kohlhoff/Uta Zybell



Bild: Heidi Schrickel, „Sich auf der Spitze halten“, 2004

Die in Deutschland für die Gestaltung des Berufsausbildungssystems und der betrieblichen Organisation von Arbeit vorherrschende Orientierung am Berufsbegriff zeichnet sich historisch bedingt durch eine männliche Prägung aus. Diese „hegemoniale Männlichkeit im Berufsbegriff“ ist weniger den Qualifikationsbedarfen des Arbeitssystems geschuldet als der Verschränkung von Sozialpolitik, Tarif- und Berufsbildungsrecht. Damit sind Frauen zwar nicht empirisch aus dem Erwerbssystem ausgeschlossen, prinzipiell aber bleibt ihre Inklusion immer prekär. Trotz der Erosionstendenzen des Arbeitsmarktes ist das Normalarbeitsverhältnis, das auf dem Alleinerährermodell des Mannes beruht, nach wie vor vorherrschende kulturelle Norm.

The male idea of profession – a barrier for gender-justice. The organisation of the education system for qualified jobs and the internal organisation of work in Germany mainly orientated by an idea of profession (Berufsbegriff) which is historically caused by a male embossing. This "hegemonial masculinity in the idea of profession" is less owed to the qualifying requirements of the working system than to the cross of social policy and right of tariff and right of education for qualified jobs. As a result empirically women are not excluded from the gainful employment. Despite of the tendency of erosion at the job market the normal case of working condition is a model of a male sole earner which is cultural predominant standard.

So wie es keine feste Definition dessen gibt, was weiblich ist, so gibt es auch keine darüber, was männlich ist. Dennoch bestehen in (fast) allen Gesellschaften Vorstellungen darüber, wie das jeweilige Geschlecht zu sein, sich zu verhalten hat. Zumindest werden Abweichungen von den stereotypisierten Zuschreibungen wahrgenommen; sie sorgen für Irritationen im Umgang miteinander. Die Zweigeschlechtlichkeit als Norm ist tief in unsere Wahrnehmung eingegraben, unabhängig von den jeweiligen sexuellen Orientierungen. Deshalb ist Connell (1999) zuzustimmen, wenn er von einer „hegemonialen Männlichkeit“ ausgeht, die historisch und je nach Gesellschaft variabel, aber dennoch wahrnehmungs- und handlungsleitend ist. Von dieser „hegemonialen Männlichkeit“ wird abgeleitet: das, was männlich ist, kann nicht weiblich sein und umgekehrt. Beides ist nicht nur kulturell verschieden konnotiert, sondern auch in ungleiche Machtverhältnisse eingebettet, im Durchschnitt zu Lasten der Genusgruppe der Frauen.

Nun ist aber trotz aller „hinter dem Rücken“ der Akteure und Akteurinnen wirksamen Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses keineswegs von einem Determinismus der konkreten Ausgestaltung auszugehen, es gibt Veränderungen und auch Verschiebungen in den Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern. Besonders markant zeigt sich dies in Deutschland am Beruf als einem Scharnier zwischen privatem und öffentlichem Leben.

Die männliche Prägung des Berufsausbildungssystems

In Deutschland hat sich im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern ein, historisch betrachtet, stabiles Berufsausbildungssystem auf mittlerem Niveau etabliert. Trotz aller Kritik an der spezifischen Verfasstheit des Dualen Systems, seinen Erosionstendenzen, wie dem Rückgang an Ausbildungsplätzen, wird es weder von der Politik noch von der (berufspädagogischen) Wissenschaft ernsthaft in Frage gestellt. Wenngleich Arbeitslosigkeit, Berufswechsel und lebenslanges Lernen ständige Flexibilität erfordern, wird an einer „Orientierung am Berufsbegriff“ festgehalten, die Berufsausbildung als eine Option auf dauerhafte Erwerbstätigkeit „verspricht“. Diese ermöglicht einen breiten ganzheitlichen Zuschnitt von Arbeit im jeweils über Qualifikationsbündel und Sozialisationswirkungen definierten Arbeitsmarktsegment. Damit werden identitätspolitische Erwartungen erzeugt, die kaum noch einzuhalten sind.

„So transportiert der (Berufs-, Hinzuf. APK/UZ) Begriff bis heute die Vorstellung von fester Integration in das Gefüge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, von volkswirtschaftlicher und einzelwirtschaftlicher ‚Passgenauigkeit‘ sowie von ordnungspolitisch regulativer Raison (...).“ (Lisop 2003, 41) Trotz starker Wandlungsprozesse im Erwerbsektor, diskontinuierlicher Erwerbsbiografien, Zunahme aus Not geborener Selbstständigkeit etc. wird dem Beruf nach wie vor eine individuelle und gesellschaftliche Stabilitätsfunktion für das Sozial- und Arbeitsmarktssystem unterstellt, die er nicht mehr hat. Die Paradoxie der Auflösung des Berufs und des Festhaltens am Beruf korrespondiert mit den Entstehungsbedingungen des

Dualen Systems beim Übergang von der ständischen zur industriellen Gesellschaft im 19. Jahrhundert – und dies macht seine bis heute männliche Prägung aus.

Das Berufsausbildungssystem wird historisch durch zwei Klammern begründet, die jenseits von Qualifikationsfragen angesiedelt sind: durch die sozialpolitische Verankerung, die über das Sozialversicherungssystem „bis heute individuelle Tüchtigkeit im Normalarbeitsverhältnis“ (Ostner 1997, 75) belohnt und die integrationspolitische Funktion, „die deutsche männliche Jugend an den Staat zu binden“ (Kerschensteiner 1901).

Nun bezogen sich aber alle Bemühungen zur Etablierung der Sozialversicherung und eines Berufsbildungssystems nur auf die männliche, vor allem „handarbeitende Jugend“, die über Berufsbildung „für die bürgerliche Gesellschaft“ gewonnen werden sollte. Beruf und seine Verankerung im spezifisch deutschen Berufsbildungssystem wird also zu einem ideologischen männlichen Konstrukt, mit der Funktion, die Arbeiter in die bürgerliche Gesellschaft sozial zu integrieren sowie Handwerk und Industrie zu versöhnen.

Eine normative Setzung, unterstützt durch eine sich ausdifferenzierende Sozialpolitik, wird zum bestimmenden Faktor eines spezifisch deutschen Weges, der im Typus des Facharbeiters sein Charakteristikum findet. So stellt Walter Georg fest: „Angesichts dieses schon in den 20er Jahren kritisierten ideologischen Charakters der Berufsbildungstheorie, der jeder Bezug zur Realität industrieller Arbeit fehlte, (...) gab es kaum vernünftige Gründe, an eine Zukunft dieses Modells zu glauben. (...) Tatsächlich aber entfaltete die Berufsbildungstheorie und das duale System eine erstaunliche Anpassungs- und Überlebensfähigkeit. (...) Sie beweist, dass neben der normativen Kraft des Faktischen auch eine faktische Kraft des Normativen wirksam wurde.“ (Georg 1992, 6)

Komplementär zur männlichen Prägung von Sozialpolitik und Berufsbildungssystem wurde ein weibliches Modell der sozialen Integration via Berufsbildung geschaffen. Zwar war auch hier die Verbindung von Berufsbildung und Staatsbürgerkunde Leitidee, betont wurde aber, dass „die staatsbürgerliche Erziehung des Mädchens mit der Erziehung zum Weibe zusammenfällt“ (Kerschensteiner 1902).

Bild: Heidi Schrickel, „Brust begegnet Mond“, 2004



In dieser Perspektive ist mitbegründet, dass die als weiblich stereotypisierten Berufe in einer Sonderform ausgebildet wurden, nämlich im vollzeitschulischen System außerhalb des dominant männlichen Dualen Systems. Die berufliche Bildung der Mädchen sollte mit ihren Aufgaben als Ehefrau und Mutter korrespondieren. So blieben für die Frauen vor allem personennahe Dienstleistungsberufe, die sich jenseits von Handwerk und Industrie sowieso mit den „natürlichen Aufgaben des Weibes“ deckten.

Damit hat man zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Berufsausbildung als Medium der Vorbereitung auf die Zuständigkeiten als Ehefrau und Mutter und damit die vollständige Entlastung des Mannes von zeitaufwändigen Reproduktionsaufgaben, die der umfassenden Verausgabung und Verfügung im industriellen Leistungsbezug entgegenstehen würden, und die Absicherung der ledigen Frau über so genannte weibliche „natürliche“ Aufgaben: Erziehung, Pflege, Versorgung.

Die Abtrennung von weiblichen Tätigkeiten außerhalb des am Berufsprinzip orientierten Dualen Systems hat bis heute seine Gültigkeit, obwohl dies angesichts der sich wandelnden von der Industrie zur Dienstleistungs- bzw. Wissensgesellschaft in einer globalisierten Welt nicht mehr adäquat ist.

Die Zeiten ändern sich

Die Durchsetzung der dualen Ausbildung als dominantem Berufsausbildungstyp männlicher Prägung und der Zuweisung der Frauen zu den Dienstleistungsberufen und als Hausfrauen ist mittlerweile brüchig geworden. Einerseits ist angesichts der unbestreitbaren Überlegenheit der schulischen Leistungsfähigkeit der Mädchen, die sich allerdings nicht in ihrer Positionierung auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt auszahlt, das egalitäre Versprechen der bürgerlichen Gesellschaft hinsichtlich der geschlechterdifferenzierten Bewertung unglaubwürdig geworden, andererseits ist die Perspektive des männlichen Alleinverdieners immer weniger erfahrbare Realität. Die Entgrenzung von Arbeitsverhältnissen, die Reduktion bestehender Normalarbeitsverhältnisse, die Notwendigkeit von Zweiverdienern, der Ersatz der männlichen Arbeitskraft durch die Frau bei eintretender Arbeitslosigkeit – all dies setzt das Sicherheitsversprechen, das sich mit dem Festhalten am Berufsbegriff im Kontext der dualen Ausbildung verbindet, weitgehend außer Kraft.

Darüber hinaus ist zu fragen, ob angesichts des Wandels von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft der über die Orientierung am Berufskonzept erfolgte weitgehende Ausschluss von Frauen aus diesem Segment und die Zuordnung zu hausarbeits- und personennahen Dienstleistungsberufen nicht mittlerweile dysfunktional geworden ist. In einer alternden Gesellschaft werden Berufe, die bisher fast reine Frauenberufe waren, (Pflege, Dienstleistung und Erziehung) immer wichtiger. Insofern stellen sie nicht mehr nur notwendige Komplementärfunktionen im Erwerbssystem dar, sondern sind eher zukunftssträchtige und wachsende Bereiche. Wenn nun aber die Tätigkeiten, die von der Verberuflichung weitgehend ausgeblendet waren, bedeutende zukünftige Arbeitsfelder darstellen, während die tra-

ditionellen industriellen Fertigungsberufe schrumpfen, bleibt zu fragen: Was bedeutet dies für das Geschlechterverhältnis? Verdrängen dann männliche Arbeitskräfte die bisher weiblichen, oder gibt es erstmals ein Neuaustarieren der Beteiligung beider Geschlechter in wichtigen Zukunftsaufgaben unter gleichwertigen Bedingungen? Und: ermöglichen diese Erkenntnisse hinsichtlich des Wandels der Tätigkeiten und Arbeitsformen vielleicht auch solche Perspektiven zu entwickeln, die flexibleren Ausbildungsformen im Kontext des lebenslangen Lernens den Weg ebnen, die den unterschiedlichen biografischen Zeit- und Lebenslaufmustern von Frauen und Männern besser gerecht werden können?

Literatur

- Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen
- Georg, Walter (1992): Von der Berufskultur zur Unternehmenskultur – Ein Paradigmenwechsel in der Berufs- und Wirtschaftspädagogik? In: Skript der Fernuniversität Hagen
- Kerschensteiner, Georg (1901): Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Von der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift. Erfurt
- Kerschensteiner, Georg (1902): Eine Grundfrage der Mädchenerziehung. Erweiterter Vortrag gehalten auf der elften Generalversammlung des Deutschen Vereins für das Fortbildungswesen in der Stadt. Tonhalle zu Düsseldorf am 5. Oktober 1902. Leipzig, Berlin
- Lisop, Ingrid (2003): Beruf – Ende des Berufes – Neue Beruflichkeit: ein unendlicher (männlicher?) Diskurs. In: Arnold, Rolf (Hg.): Berufsbildung ohne Beruf? Baltmannsweiler
- Ostner, Ilona (1997): Beruflichkeit und Sozialpolitik. In: Voß, G. Cünter/Pongratz, Hans J. (Hg.) Subjektorientierte Soziologie. Karl Nartin Bolte zum siebzigsten Geburtstag. Opladen
- Paul-Kohlhoff, Angela (1998): Das Berufsprinzip als Grundlage der dualen Berufsausbildung: ein Stück deutscher Geschichte? In: Sozialforschungsstelle Dortmund (Hg.): Ist der Beruf noch zu retten? Dortmund



Geschlechter- verhältnisse und Entgrenzung von Erwerbsarbeit

Annette Sura

(Re-)Produktionsbedingungen für die Geschlechterordnung sind in das Berufsbildungs- und Beschäftigungssystem eingelagert. Aufgrund gesamtgesellschaftlicher Wandlungs- und Entgrenzungstendenzen zeigt sich sowohl eine Veränderung der Arbeits- und Beschäftigungsformen als auch eine Entgrenzung zwischen Arbeit und privater Lebensführung. Wenngleich ein Anstieg der Erwerbsbeteiligung sowie der Bildungsabschlüsse von Frauen feststellbar ist, partizipieren Frauen nicht in gleichberechtigter Weise an gesellschaftlichen (Macht-) Positionen wie Männer. Die Vereinbarkeitsfrage ist eine Frauenfrage geblieben.

Gender Relation and Gainful Employment.
The conditions for reproduction of gender order are incorporated in the vocational training- and occupation-system. Because the actual social tendency to remove borders the patterns of labour and employment are changing, specially the relations between gainful employment and private manner of living. Although the participation of women in gainful employment and in higher education increases, women do not participate equally in social power positions. The question of compatibility of work and family is still a female question.

Bild: Lisa Niederreiter
„Kopfgeburten“ aus dem
Zyklus „Hirn weiblich“,
2000

Der derzeitige Struktur- und Bedeutungswandel von Erwerbsarbeit hat Konsequenzen für die gesamten Arbeits- und Lebenszusammenhänge der Individuen. Charakteristisch für die Entwicklung ist nicht nur eine weit reichende Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse, sondern eine Entgrenzung. Flexibilisierungen zeigen sich insbesondere in der zeitlichen Organisation von Arbeit, aber auch in atypischen und prekären Beschäftigungsverhältnissen. Entgrenzung wird hierbei als sozialer Prozess definiert, bei dem bisher geltende gesellschaftliche Strukturen und Begrenzungen erodieren: „(...) übernationale und gesamtwirtschaftliche Strukturen von Arbeit, die Betriebsorganisation nach außen und innen, Arbeitsplatzstrukturen und das unmittelbare Arbeitshandeln sowie schließlich insbesondere auch die Arbeitssubjekte, d.h. ihre Persönlichkeitseigenschaften (v.a. die Qualifikationen) sowie ihre Lebensverhältnisse.“ (Voß 1998, 474)

Geschlechterverhältnisse

Die (Re-)Produktionsbedingungen der Geschlechterverhältnisse und die Geschlechterordnung sind in das Berufsbildungs- und Beschäftigungssystem eingelagert. Gerade die deutsche Berufsausbildung mit dem dualen System als dominantem Prinzip weist eine männliche normative Orientierung auf (vgl. dazu Paul-Kohlhoff/Zybell in diesem Heft). Deutlich wird das z.B. in der Segregation des Arbeitsmarktes und der Trennung der Sphären von Erwerbsarbeit und Haus-/Familienarbeit. Damit werden im privaten und öffentlichen Bereich die geschlechtliche Arbeitsteilung und symbolische Ordnung der Geschlechterverhältnisse von Mann und Frau festgelegt.

Die Geschlechterverhältnisse erweisen sich als gesellschaftliche Machtverhältnisse, was sich auch in der Arbeitsteilung in männliche und weibliche Arbeit ausdrückt, die eine unterschiedliche gesellschaftliche Wertung erfährt. Wenngleich es keine Legitimationsbasis für dieses Ungleichheitsverhältnis gibt, haben sich die hierarchischen Verhältnisse nicht geändert; trotz entsprechender Bildungsvoraussetzungen sehen sich Frauen ungleichen Bedingungen ausgesetzt, die allein auf ihr Geschlecht zurückzuführen sind. (vgl. Rabe-Kleberg 1993, 56-58)

In der Betrachtung der Geschlechterverhältnisse und der geschlechtlichen Arbeitsteilung offenbaren sich Benachteiligungen von Frauen und Privilegien von Männern. Anhand der Erwerbsverläufe von Frauen und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf lassen sich die Bedingungen und Konsequenzen für die Erwerbstätigkeit von Frauen durch einen Wandel und eine zunehmende Entgrenzung der Arbeitsverhältnisse untersuchen.

Weibliche Erwerbsarbeit

Die Erwerbsbeteiligung von Frauen ist ansteigend, ebenso die Nachfrage nach Bildung und beruflicher Qualifizierung. Die reale Erwerbsbeteiligung entspricht jedoch nicht der Erwerbsorientierung und dem gewünschten Erwerbsverhalten. Erwerbsarbeit ist dennoch zu einem wichtigen Bestandteil weiblichen Lebens geworden. Frauen arbeiten jedoch verstärkt in prekären Beschäftigungsformen und in Teil-

zeitarbeitsverhältnissen – auch, um die Vereinbarkeitsleistungen zu erbringen. Zwar lösen sich starre kulturelle Zuschreibungen und Typisierungen von Geschlechtsrollen und Normalbiographien mehr und mehr auf, aber die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung bleibt bisher weitgehend stabil. Es zeigen sich ungleiche Chancen für Frauen auf dem Arbeitsmarkt, sowohl beim Zugang, als auch beim Aufstieg und Verdienst sowie bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die Vereinbarkeitsfrage ist noch immer eine Frauenfrage geblieben.

Frauen sind mit vielfältigen Barrieren konfrontiert, die sowohl in gesellschaftlich als auch in subjektiv und kulturell bestimmten Faktoren liegen: Geschlechtsstereotype und Rollenvorstellungen sind ebenso von Bedeutung wie eine an der männlichen Norm orientierte Struktur der Gesellschaft und normative sowie subjektive Vorstellungen über Lebensentwürfe und Muttersein (vgl. Nader/Paul 2004, 112).

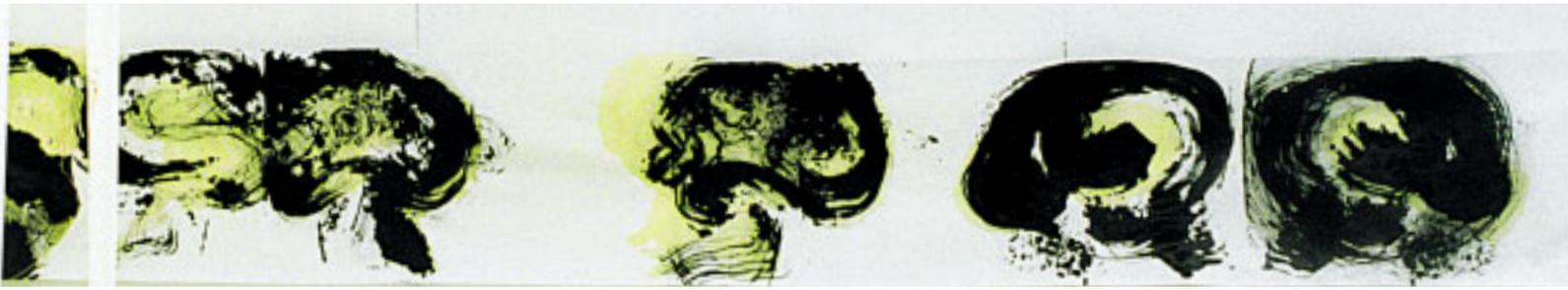
Der Wandel von Arbeit und den Arbeitsverhältnissen sowie der Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit führten bisher nicht zu einer gleichberechtigten Teilhabe der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt und in anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Entgrenzung von Erwerbsarbeit

Durch die Wandlungs- und Entgrenzungstendenzen wird von einer strukturellen Änderung in der Verfassung von Arbeitskraft ausgegangen, die – so sie denn umfassende Bedeutung für die Realität erhält – nach den Folgen für die Geschlechterverhältnisse und der Fortschreibung von Ungleichheitslagen fragen lassen. Mit der These des „Arbeitskraftunternehmers“ wird von einem neuen Leittypus der Organisation von Arbeitskraft ausgegangen (vgl. Voß/Pongratz 1998). Dem Arbeitskraftunternehmer liegen Annahmen zugrunde, die von einer neuen Organisationsform von Arbeitskraft sprechen lassen und mit geänderten Anforderungen einhergehen. Der Arbeitskraftunternehmer stellt einen neuen Typus mit neuartiger Logik, der Ökonomisierung von Arbeit und einer Ausrichtung des gesamten Lebenszusammenhanges auf Arbeit dar. (vgl. ebd., 132) Hier zeigt sich eine Erosion traditioneller Regulierungsmuster der Arbeits- und Beschäftigungsformen.

Bisher ist die Organisation von Arbeitskraft als berufliche Erwerbsarbeit im Normalarbeitsverhältnis durch die männliche Normalbiographie, den Lebensberuf, die geschlechtliche Arbeitsteilung und die Vollbeschäftigung gekennzeichnet. Die Organisationsform von Arbeitskraft im Normalarbeitsverhältnis gilt zwar real nicht für alle Beschäftigte, sie trifft nur auf eine bestimmte Gruppe von Arbeitnehmern/-innen zu, wird jedoch nach wie vor als normativer Leittypus gesehen. Durch gesellschaftliche Wandlungs- und Entgrenzungstendenzen verliert die Organisation von Arbeitskraft im Normalarbeitsverhältnis an Bedeutung und es kommt zu einer Pluralisierung der Arbeits- und Beschäftigungsformen (z.B. atypische und prekäre Beschäftigung, Teilzeitarbeit).

In entgrenzten Arbeitsverhältnissen müssen Strukturen und Begrenzungen von den Arbeitnehmern/-innen selbst entwickelt werden. Der Arbeitskraftunternehmer ist durch eine verstärkte Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Verbetrieblichung der



alltäglichen Lebensführung gekennzeichnet (vgl. Pongratz/Voß 1998, 132), die jedoch nicht ausschließlich selbst-, sondern vielfach fremdbestimmt sind.

In einer Untersuchung zur empirischen Relevanz des Arbeitskraftunternehmers als neuem Leittypus (vgl. Pongratz/Voß 2003) zeigen sich sowohl Widersprüche als auch Gleichzeitigkeiten in der Entwicklung der Arbeitskrafttypen. Es ist von einer Pluralisierung der Arbeitskrafttypen auszugehen, was auf eine Vielfalt und Komplexität von Arbeit und Arbeitsverhältnissen hindeutet: einerseits geht die Entwicklung hin zum Arbeitskraftunternehmer und andererseits zeigen sich Re-Proletarisierungstendenzen (womit ein Rückgriff der auf einfachen Tätigkeiten aufbauenden kostengünstigen Nutzung sog. proletarisierter Arbeitskraft gemeint ist). Das Geschlecht erweist sich als relevantes Kriterium für signifikante Unterschiede in den Erwerbsorientierungen. Besonders die weiblichen Angestellten in Projektarbeit haben Erwerbsorientierungen gezeigt, die dem Typus des Arbeitskraftunternehmers entsprechen.

Bei den Frauen hat die Untersuchung aber auch eine Polarisierung der Erwerbsorientierungen gezeigt. Das lässt davon ausgehen, dass es sowohl Gewinnerinnen als auch Verliererinnen der Entwicklung geben wird. Die jeweiligen Chancen und Risiken für die Arbeitnehmer/-innen sind abhängig von der individuellen Ausgestaltung und der jeweiligen Arbeitssituation. Es deutet sich hier eine Abhängigkeit vom Qualifikationsniveau an. Die Männer hingegen scheinen an der Normalarbeit festzuhalten. „Es ist ein bekannter Topos, daß das Normalarbeitsverhältnis an der Erwerbssituation von Männern als den hauptsächlichen Haupternährern der Familie ausgerichtet ist. In unserer Untersuchungsgruppe lehnen sich auch die Erwerbsorientierungen der Männer in besonders hohem Maße an entsprechende Normalitätsvorstellungen an, auch wenn diese nicht mehr ungebrochen gelten.“ (Pongratz/Voß 2003, 214)

Pluralisierungen und Ungleichheitslagen

Dies führt zu der Frage, ob der neue Typus von Arbeitskraft Ungleichheiten in den Geschlechterverhältnissen lediglich verschiebt oder sie beseitigen kann. Es kann sowohl von einer Pluralisierung der Arbeits- und Lebensformen als auch einer Fortschreibung bereits bestehender Ungleichheitslagen ausgegangen werden.

Neue Arbeitsformen und ein Wandel der Organisation von Arbeitskraft insgesamt beseitigen die unterschiedlichen Erwerbsorientierungen und Bedingungen von Männern und Frauen bisher nicht, sie verfestigen vielmehr die bestehende geschlechtliche Arbeitsteilung und ungleiche Teilhabe der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt.

Die Entwicklung stellt sich als durchaus widersprüchlich dar. Eine Pluralisierung von Arbeits- und Lebensformen bedeutet für die Individuen mehr Selbstbestimmung und eine Verwirklichung individueller Lebensentwürfe. Die Entwicklung geht aber auch mit erhöhten Leistungsanforderungen und der Gefahr der Ausbeutung einher. Es ist zu vermuten, dass bekannte Ungleichheitslagen stabil bleiben und fortgeschrieben werden.

Bild: Lisa Niederreiter
„Kopfgeburten“ aus dem
Zyklus „Hirn weiblich“,
2000

Literatur

- Nader, Laima/Paul, Gwendolyn (2004): Weibliche Karrieren: Aufsteigen oder Aussteigen? In: Paul-Kohlhoff, Angela (Hrsg.) (2004): Berufsbildung und Geschlechterverhältnis, Bielefeld, S. 99-115
- Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993): Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld
- Voß, G. Günter (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: MittAB 3/1998, S. 473-487
- Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 50. Jg., 1/1998, S. 131-158



Muttersein als Beruf?

Zur Bedeutung von Berufsausbildung für junge allein erziehende Frauen

Laima Nader

Eine berufliche Ausbildung als Voraussetzung für eine qualifizierte Berufstätigkeit wird als wichtiger Bestandteil der Lebensgestaltung junger allein erziehender Frauen angesehen. Ihre spezifische Lebenssituation beeinflusst ihre Berufsorientierung anders als bei ihren Altersgenossinnen. Welche Bedeutung hat die Berufsausbildung für junge allein erziehende Mütter? Wie nehmen sie das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und individuellen Interessen wahr? Inwieweit stellt der „Beruf Mutter“ für sie eine Option dar?

To be mother as a "profession"? On the significance of a vocational training for young single mothers. Vocational training is considered to be a necessary condition for qualified employment, it is an important part of framing life for young single mothers. Formed by its specific life-situation, their professional orientation differs from the situation of women of the same age. Which meaning has a vocational training for young single mothers? How do they carry out the tense relationship between social demand and individual interest? Describes a profession named "mother" an option for them?

Bild: Richmodis du Mont
o. T., 2004

Trotz Individualisierungstendenzen und Ausdifferenzierungen in Lebenskonzepten gilt immer noch die „Normalität“ des Lebenslaufs mit vorbestimmter Abfolge der Statuspassagen Schule – Ausbildung – Erwerbstätigkeit – Familiengründung. Personen, die von dieser kulturell definierten „Norm“ der selbstbestimmten Lebensplanung abweichen, werden dann nicht selten zu Grenzgängerinnen. „Die Lebensperspektiven junger Frauen mit Kindern können (...) als Spiegel für das ambivalente Gesicht der Modernisierung angesehen werden: Dafür, dass Modernisierung einerseits eben nicht auf Normalisierung verzichtet, sondern über verschiedene – ökonomische, sozialpolitische, sozialpsychologische – Wege nur bestimmten Lebensentwürfen Normalität zugesteht und über diese Wege auch das Bedürfnis nach Normalität wach hält. Und dafür, dass andererseits Modernisierung über die Ausdifferenzierung von Lebensentwürfen z.B. jungen allein erziehenden Frauen Anlass gibt, ihre Lebensform zunehmend als ‚normal‘ zu betrachten. Allerdings können sie dabei bislang nicht mit dem über Normalität verbürgten gesellschaftlichen Status rechnen.“ (Stauber 1996, 12)

Zur Normalität und Selbstverständlichkeit in der Lebensgestaltung junger Frauen gehört eine qualifizierte Berufstätigkeit, deren Voraussetzung in Deutschland eine berufliche Ausbildung ist. Die berufliche Integration junger allein erziehender Frauen und ihre Berufsorientierung gestaltet sich durch ihre spezifische Situation besonders schwierig und anders als bei ihren Altersgenossinnen. Die subjektive Perspektive der jungen Mütter in Bezug auf die Fragen nach der Bedeutung der Berufsausbildung, nach der Wahrnehmung des Spannungsverhältnisses zwischen den gesellschaftlichen Ansprüchen und individuellen Interessen sowie die Übertragung des Begriffs der Berufsorientierung auf die Situation junger allein erziehender Frauen stehen im Vordergrund dieses Beitrages.

Unabhängigkeit, Anerkennung

Die unterschiedlichen Dimensionen der Bedeutung von Berufsausbildung umreißen ein Spektrum discrepanter Empfindungen zwischen dem uneingeschränkten Muttersein und der Reklamation gesellschaftlicher Anerkennung und persönlicher Befriedigung über Erwerbsarbeit. Das Lebensmodell Muttersein als „Beruf“ besitzt zwei entscheidende Begrenzungen: wenig gesellschaftliche Anerkennung und keine ökonomische Selbstständigkeit. Junge Frauen erfahren aufgrund der Inanspruchnahme von Hilfeleistungen seitens des Staates und ihrer Herkunftsfamilien sowie eines im Vergleich zur Zwei-Eltern-Familie stärkeren Rechtfertigungsdruck bei Nichterwerbstätigkeit und geringe gesellschaftliche Wertschätzung der Familien- bzw. Erziehungsarbeit das Gefühl der Minderwertigkeit und des abgewerteten sozialen Status. Die jungen Frauen sehen die Ausbildungssituation als Übergangsstadium, als „auf dem Weg sein“ zur Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, und dies im Hinblick sowohl auf materielle als auch immaterielle Leistungen.

Auf die Entscheidung für eine Ausbildung wirken ebenso der gesellschaftliche „Anpassungszwang“ wie

die Auswirkungen der Ausbildung auf das Kind. Junge Mütter erfahren das Dilemma der sozialen Nichtakzeptanz wegen Sozialhilfebezug und Nichterwerbstätigkeit einerseits sowie des Legitimationsdrucks, wenn sie die Kinderbetreuung anderen überlassen. In den von ihrem Umfeld zugetragenen unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen spiegelt sich die Widersprüchlichkeit der Situation junger allein erziehender Frauen wider. Die ideologisch aufgeladene Mutterrolle, welche Opferbereitschaft und „Rund-um-die-Uhr-Verfügbarkeit“ der Mutter verlangt, gerät in Konflikt mit den gesellschaftlichen Erwartungen, selbstbestimmt und unabhängig das eigene Leben zu gestalten – ein gesellschaftlicher Widerspruch, den sie nicht lösen können.

In der Aussage „Ausbildung für's Kind“ steckt zum einen die subjektive Dimension, dem Kind ein Vorbild sein zu wollen, zum anderen der finanzielle Aspekt, durch die Ausbildung eine sicherere, großzügigere Versorgung des Kindes zu gewährleisten. Der „Beruf Mutter“ allein erscheint ihnen nicht ausreichend; sie reproduzieren hier die gesellschaftliche Vorstellung, dass Muttersein als Beruf nicht anerkannt wird. Die Mutterrolle wird als eine „gewürdigte Selbstverständlichkeit“ angesehen, gehört sie doch zum Frausein dazu. Die gesellschaftliche Würdigung dieser Lebensaufgabe geschieht jedoch weitestgehend auf der moralischen Ebene und stößt an ihre Grenzen, sobald sie die sozial-ökonomische Ebene berührt, auf der sie schnell zur Abwertung umschlägt.

Jede dieser Bedeutungsfacetten der beruflichen Erstausbildung beinhaltet auch Selbstverwirklichungsaspekte: sich aus Isolation und Abhängigkeiten zu lösen; Anerkennung von anderen zu erfahren, zur eigenen Selbstverwirklichung beizutragen und der ausschließlichen Reduktion auf die eine Lebensaufgabe – Muttersein – zu entgehen.

Orientierung zum Berufsleben?

Für junge allein erziehende Frauen stellt ihre Lebenssituation einen erschwerenden Faktor im Berufsorientierungsprozess dar. Es stellt sich die Frage, inwieweit der „Beruf Mutter“ für die jungen Frauen eine Option darstellt und wie sich ihr Orientierungsprozess gestaltet, d.h. wofür und wogegen sie sich letztendlich entscheiden. In diesem Zusammenhang kann folgende These herangezogen werden: „Die Berufswahl von jungen Frauen hat nur bedingt mit Beruf zu tun – sie ist weniger eine Entscheidung für einen bestimmten Beruf als für eine bestimmte Lebensform“ (Zybell 1998, 132). Wenngleich sie für die heutige Situation junger Frauen nur sehr eingeschränkt Gültigkeit besitzt, trifft sie unter der Modifikation auf die Gruppe der untersuchten allein erziehenden Frauen zu. In der Ausführung der These spielt bei den jungen Frauen im Berufsorientierungsprozess weniger das Berufliche an sich, als die Antizipation der Vereinbarkeitsanforderungen und eine Lebensperspektive, die berufliche Interessen mit Partnerschaft und Familie verbindet, eine Rolle. Für die jungen Frauen wird die Frage nach der Verträglichkeit der Ausbildungsaufnahme mit dem Kind, mit ihrem Selbstbild und ihrer Mutterrolle vorrangig. Die Ausbildung kann und soll ihnen spätere Möglichkeiten eröffnen. Sie verstehen berufliche Qualifizierung als

wichtigen Baustein in ihrem Lebenskonzept. Insofern lautet die modifizierte These: „Die Berufswahl von jungen allein erziehenden Müttern hat nur bedingt mit Beruf zu tun – sie ist weniger eine Entscheidung für einen bestimmten Beruf als für eine Berufsausbildung an sich!“

Ein starker Einfluss des Versorgungsaspekts auf die Ausbildungsmotivation junger Mütter bedeutet nicht, dass die Frauen keine Berufswünsche entwickeln. Diese müssen jedoch samt den daran gekoppelten Erwartungen reduziert und der Realität angepasst werden, so dass sich die inhaltliche Ausrichtung eines Berufes nicht als unabdingbare Komponente bei dem Entschluss für eine Ausbildung erweist.

Junge allein erziehende Frauen stellen aufgrund vorheriger Erfahrungen den beruflichen Abschluss in den Vordergrund. Die Gesamtheit der geäußerten Motive für die Aufnahme einer Ausbildung, weist auf ihre starke Orientierung zum Berufsleben an sich hin. Die eigentliche Berufsorientierung, im Sinne einer Orientierung zu einem bestimmten Beruf, vollzieht sich nur untergeordnet zu allen Abwägungen für oder gegen eine Ausbildung. Es ist davon auszugehen, dass das Setzen von Prioritäten in dieser äußerst zwiespältigen Lebenssituation unmittelbaren Einfluss auf den Prozess der Berufsfindung ausübt, weshalb auch Ausbildungsberufe Akzeptanz finden, die sich nicht mit beruflichen Wunschvorstellungen decken: Wichtig ist die finanzielle und soziale Absicherung der Familie, gesellschaftliche Anerkennung und Befreiung aus vorhandenen Abhängigkeiten. Ein Berufsabschluss bildet dafür die Basis.

Auf die Frage, ob die jungen Frauen Muttersein als berufliche Option für sich in Erwägung gezogen haben, lässt sich resümieren, dass dies für sie keine akzeptable Perspektive war. Eine Ausbildung wird als notwendige Bedingung zur Realisierung der Lebensvorstellungen gesehen.

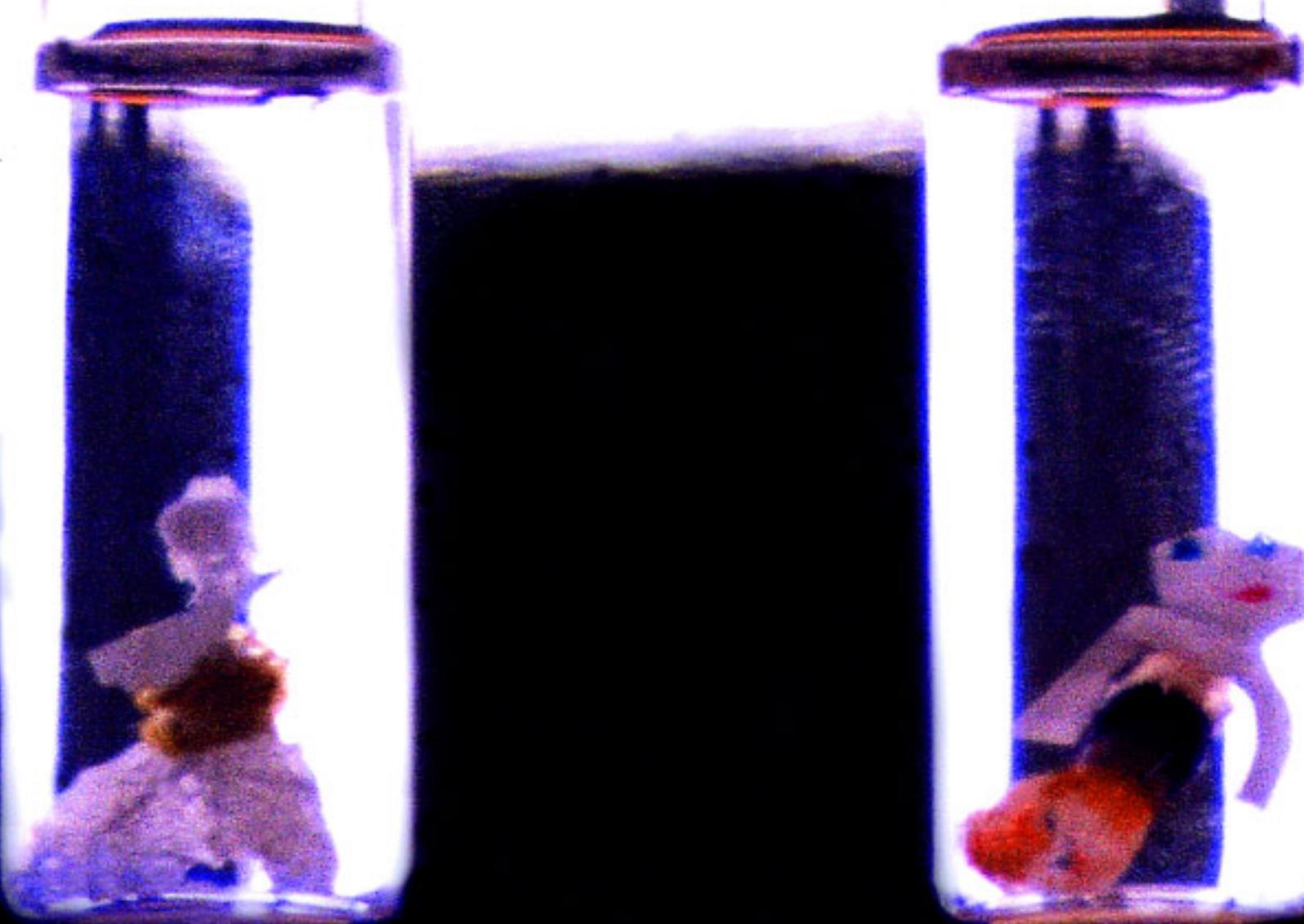
Fazit

Eine Entscheidung für eine Ausbildung gestaltet sich bei jungen Müttern ungleich schwieriger als bei Gleichaltrigen ohne Kinder. Die Benachteiligung aufgrund ihrer Lebenssituation und familiären Verantwortung zwingt junge Frauen zu Kompromissen und verdeutlicht ihre enorme Anpassungsleistung. Deshalb bekommt die Berufsorientierung bei jungen allein erziehenden Müttern eine andere Gewichtung: Zum Zeitpunkt der Berufswahl wird bei ihnen mit Beruf eher ein ihr gesamtes Leben betreffender Veränderungsaspekt als eine berufsinhaltliche Ausrichtung verbunden. Berufsausbildung bedeutet für sie die Chance, ihre Lebensverhältnisse zu verbessern, da „nur“ Muttersein von ihnen nicht als dauerhafte Option angesehen wird.

Trotzdem darf Mutterschaft nicht entwertet werden – weder moralisch noch hinsichtlich der gesellschaftlichen Anerkennung. Die Verantwortung für die nachwachsende Generation und deren Lebensbedingungen ist als gesamtgesellschaftliche Aufgabe anzusehen und sie darf nicht zu Lasten des weiblichen Geschlechts und der Chancengleichheit gehen, wenngleich die daraus resultierenden Benachteiligungen durch Fördermaßnahmen und Gesetzesänderungen im Berufsbildungssystem abzumildern versucht werden.

Literatur

- Nader, Laima/Paul, Gwendolyn/Paul-Kohlhoff, Angela (2003): *An der Zeit – Zur Gleichzeitigkeit von Selbstständigkeit und Begleitung aus Sicht der Betriebe, der Berufsschulen und der Bildungsträger*. Münster
- Stauber, Barbara (1996): *Lebensgestaltung alleinerziehender Frauen. Balance zwischen Anpassung und Eigenständigkeit in ländlichen Regionen*. Weinheim, München
- Zybell, Uta (1998): *Zum Zusammenhang von weiblicher Moralentwicklung und Berufsorientierung junger Frauen. Mit einem Beitrag von Angela Paul-Kohlhoff*. Alsbach/Bergstraße
- Zybell, Uta (2003): *An der Zeit – Zur Gleichzeitigkeit von Berufsausbildung und Kindererziehung aus Sicht junger Mütter*. Münster



Heimliche Vaterschaftstests: Biowaffen im Geschlechterkampf

Petra Gehring

Genetische Vaterschaftstests sind neuerdings für jedermann auf dem Markt zu haben. Die Tests werden massenhaft nachgefragt – von Männern, die fraglos Vater waren, nun jedoch hinter dem Rücken ihrer Familie überprüfen, ob sie „wirklich“ (das heißt: biologisch) die Väter ihrer Kinder sind. Dürfen solche Tests heimlich durchgeführt werden? Das ist eine Frage nach dem Geschlechterverhältnis und nach dem aktuellen Elternschafts- und Vaterschaftsbild. Auch heimlich sollten Männer ein Recht auf die Beseitigung aller Zweifel haben, fordern die einen. Die anderen halten den heimlichen Test für illegal und warnen: Gentests treiben den Keil der Biologie in Beziehungen und in die Frage der Elternschaft hinein.

Secret Paternity Tests: Biological Weapons in the Battle of the Sexes. Recently, DNA paternity testing has become a widespread commodity available to everyone. Men flock to undergo a test to find out whether they really (i.e. biologically) are what they have felt and lived – without questioning – all along: fathers. Should secret testing be allowed? This is a question about the relation among the sexes as well and about the current conception of parenthood and fatherhood. While one side claims that men have the right to the elimination of all their doubts, others believe clandestine tests to be illegal and warn of the consequences: DNA tests drive biological wedges in between relationships of partners and families.

Bild: Hanne Junghans
„2 Proben“

Es gibt Neuerungen, die sich langsam durchsetzen und andere, die schnell ihren Weg in den Alltag finden. Geradezu rasant verbreitete sich innerhalb von wenigen Jahren der private Vaterschaftstest aus dem Gen-Labor. Unter Deutschlands Vätern grassiert das Misstrauen. Die Jagd ist eröffnet – auf die untreue Frau, auf das „Kuckuckskind“. Mindestens 50.000 Tests, so gängige Schätzungen, werden inzwischen im Jahr durchgeführt. Eine gewaltige Zahl, vergleicht man sie mit den jährlich etwa 230.000 Geburten in Deutschland. Zumeist widerlegt das Testergebnis den Verdacht. Dennoch kursieren abenteuerliche Vermutungen. Eine unbestätigte Studie über englische Großstädte besagt, bis zu einem Zehntel aller Kinder seien mit ihrem Vater genetisch nicht verwandt. Verlässliche Zahlen gibt es nicht.

Das Labor stellt keine Fragen

„Diskretion“ – das ist die eigentliche Besonderheit der neuen Tests. Wollte jemand früher eine Vaterschaft überprüfen, so war eine Klage nötig. Die Unterschiebung eines Kindes, die sogenannte Personenstands Fältschung, ist in Deutschland verboten. Rechtlicher Vater wird ein Mann ansonsten nicht qua Biologie, sondern durch Anerkennung. In einer Ehe wird diese unterstellt, sonst muss die Anerkennung förmlich erklärt werden. Eine biologische Vaterschaftsfeststellung findet also nur im Konfliktfall statt: Wird eine Anerkennung angefochten oder verweigert, dann testet das Gericht. Ein solches Verfahren fällt freilich auf – und es hat unumkehrbare Folgen. Genau hier liegt der Unterschied: Beim privaten Testanbieter ist Heimlichkeit möglich. Ein Mann kann das Erbgut seiner Kinder testen lassen. Zwar ist in Deutschland ein Gentest ohne Zustimmung dessen, um dessen Erbinformation es sich handelt, nicht erlaubt – die Zustimmung des getesteten Kindes wie auch der indirekt betroffenen Mutter ist gefordert. Die Labors weisen darauf jedoch nur hin. Sie fragen nicht nach.

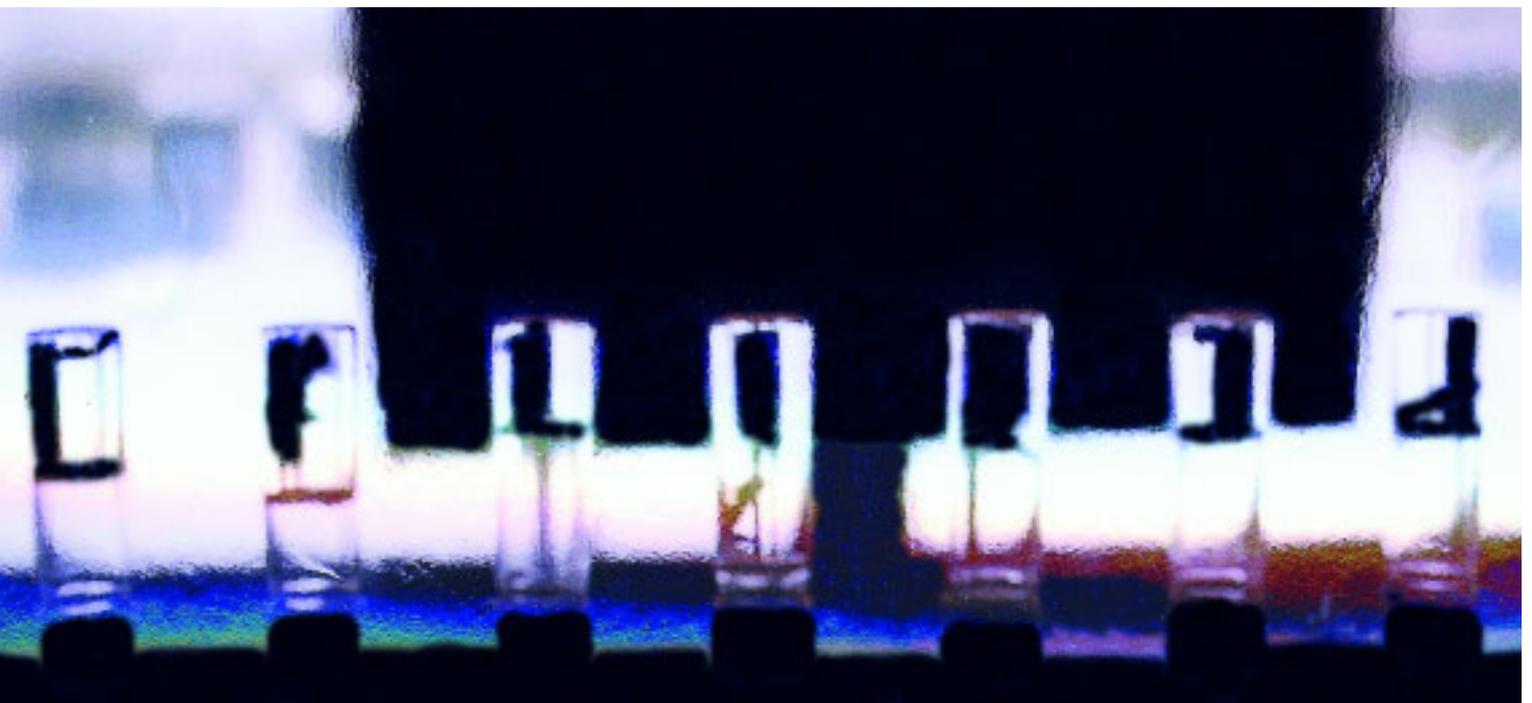
Bild: Hanne Junghans
„Proben“

Klarstellung durch den BGH

Am 12. Januar 2005 stellte der BGH in einem Grundsatzurteil klar, dass die Ergebnisse heimlicher Vaterschaftstests vor Gericht irrelevant sind, unabhängig davon was sie besagen. Der Grund ist ein Verfahrensprinzip des Rechtsstaats: Illegal beschaffte Informationen dürfen vor Gericht nie nachträglich „legalisiert“ werden, das Recht forderte ja sonst indirekt zum Rechtsbruch auf. Die Folge: Ein Vater kann nur durch offizielle Anfechtung sich seiner – einmal anerkannten – Vaterschaft entziehen. Der heimliche Test kann nicht erst unternommen werden, um danach (bei Bedarf und je nach Ergebnis) entweder mit Mutter und Kind zu sprechen und aus dem Test Rechtsfolgen abzuleiten oder aber ihn in aller Stille zu begraben. Der BGH schreibt fest: Selbst wenn das Recht auf Kenntnis der eigenen Vaterschaft oder aber Nichtvaterschaft dem Grundrecht auf Kenntnis der eigenen Abstammung gleichzusetzen wäre (was der BGH bezweifelt), legitimierte dies nicht den heimlichen Eingriff, mit dem sich ein Vater diese Kenntnisse auf privatem Wege verschafft. [1] Unmissverständlich zwingt das hohe Gericht den zweifelnden Vater zum Gespräch. Ebenfalls im Januar 2005 stellte das Justizministerium ein gesetzliches Verbot heimlicher Tests in Aussicht. In den Medien brach eine Protestwelle von Männergruppen los: Väter würden benachteiligt, die Betrügerin werde gedeckt, es drohe ein „Schlammenschutzgesetz“.

Heimlichkeit

Greifbarer Kern des Streits ist die Heimlichkeitsfrage. Das Recht auf Nichtwissen könne doch wohl den väterlichen Anspruch auf Wissen nicht aushebeln – so argumentieren die einen. Die anderen argumentieren umgekehrt: Das Recht auf informationelle Selbstbestimmung bestehe nun einmal gerade darin, dass nicht erst die Bedeutung der Daten über die Berechtigung eines Übergriffs entscheide, sondern dass es als



Freiheitsrecht prinzipiell gelte – und damit schon vor dem Zugriff (wie vor aufgezwungenem Wissen) schützt. Bei dieser einfachen normenlogischen Kontroverse ist es freilich nicht geblieben. Namentlich die Männergruppen öffneten die Waffenarsenale des Geschlechterkampfes. Der versteckte Datenraub mittels Kaugummi oder Wattestäbchen sei nicht mehr als eine harmlose Krieglist. Im Falle eines negativen Tests habe die Frau doch schließlich betrogen, durch den heimlichen Test vergelte der Mann nur Gleiches mit Gleichem. Überhaupt seien Frauen in puncto Wissen um eine Schwangerschaftsentstehung bevorteilt, es fehle Gleichstellung der Männer. Schließlich: Wenn Väter irrtümlicherweise zweifeln, „schone“ die Heimlichkeit die Familie. Frau und Kinder erfahren von dem Test gar nicht erst. Ohne Aufwand werde einfach väterliches Vertrauen repariert.

Vertrackte Logik

Kann ein Vertrauensbruch neues Vertrauen schaffen? Die Figur ist beziehungsmoralisch merkwürdig, beinhaltet aber auch einen theoretischen Kurzschluss. Vertrauen ist nämlich eine Größe, die sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie das Nichtwissenmüssen mit umschließt. Vertrauen ist gerade nicht mit der Herstellung von Gewissheit identisch. Im Gegenteil: Vertrauen ist eine Ressource, die man durch den Zweifel, durch die Probe aufs Exempel bereits zerstört. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ sagt der Volksmund. Im Klartext: Entweder Vertrauen – oder aber Wissen. Vertrauen und Kontrolle wie auch Vertrauen und „Sicherheit“ (jedenfalls Sicherheit aufgrund Überprüfung), schließen einander aus. Mit anderen Worten: Der Vater, der im Namen des eigenen Zweifels heimlich testet, ersetzt Vertrauen unwiderruflich durch Wissen bzw. Wissenwollen. Er beansprucht ein Kontrollrecht – um den Preis, Mitbetroffene hinters Licht zu führen. Wer Familienfrieden durch Heimlichkeit retten will, misst mit zweierlei Maß. Er setzt ja voraus, dass diejenigen, denen er seinen Zweifel und auch den Datenraub verschweigt, ihm wiederum ungebrochen vertrauen sollen. Würden Mutter und Kind ihrerseits „überprüfen“, ob er nicht überprüft, bricht die Vertrauensrettungs-Idee zusammen. Die Logik des Vertrauensbruchs ist vertrackt: Folgenloser Vertrauenszweifel funktioniert nur als einseitiges Vorrecht. Würden alle statt Vertrauen Wissen wollen, also um des eigenen Zweifels willen „Beweise“ fordern, so dürfte die Familie am Ende sein.

Verschwinden der sozialen Vaterschaft

Man billigt der nackten biochemischen Information über die biologische Abstammung (also der genetischen Ähnlichkeit) heute viel Macht zu. Was genau besagt es aber, wenn zwei Menschen – nachdem sie über Jahre als Vater und Kind zusammenlebten – von der fehlenden genetischen Ähnlichkeit erfahren? Steckt darin wirklich eine Auskunft in der Frage der Vaterschaft? Liegt in den Genen das Wesen der elterlichen Beziehung? In den 1970er und 1980er Jahren bemaßen sich Vaterschaftsbilder entlang „sozialer“ Gesichtspunkte. [2] Vaterschaft wurde primär als Lebensform aufgefasst. Sie war nicht exklusiv an die

Zeugung gebunden. Der Boom der heimlichen Vaterschaftstests belegt eine ungeheure Aufwertung, die die biologische Herkunft in den letzten Jahren erfahren hat. Nur genetische Elternschaft scheint als „wirkliche“ Elternschaft zu gelten. In der Tat ist die Diskussion um heimliche Vaterschaftstests von soziobiologischen Argumenten grundiert. Angeblich treiben uns die Gene zum Seitensprung: Frauen suchen den genetisch „bestmöglichen“ Partner, Männer verteilen wahllos, dafür quantitativ erfolgreich ihr Erbgut: „Sie will einen Besseren, er eine Andere“, bilanziert ein populärwissenschaftlicher Ratgeber. [3] Männer nehmen alles, was sie kriegen können, Frauen gehen gezielt und heimlich fremd? Alte Geschlechterklichees feiern fröhliche Urständ.

Ein neues „Recht auf Wissen“?

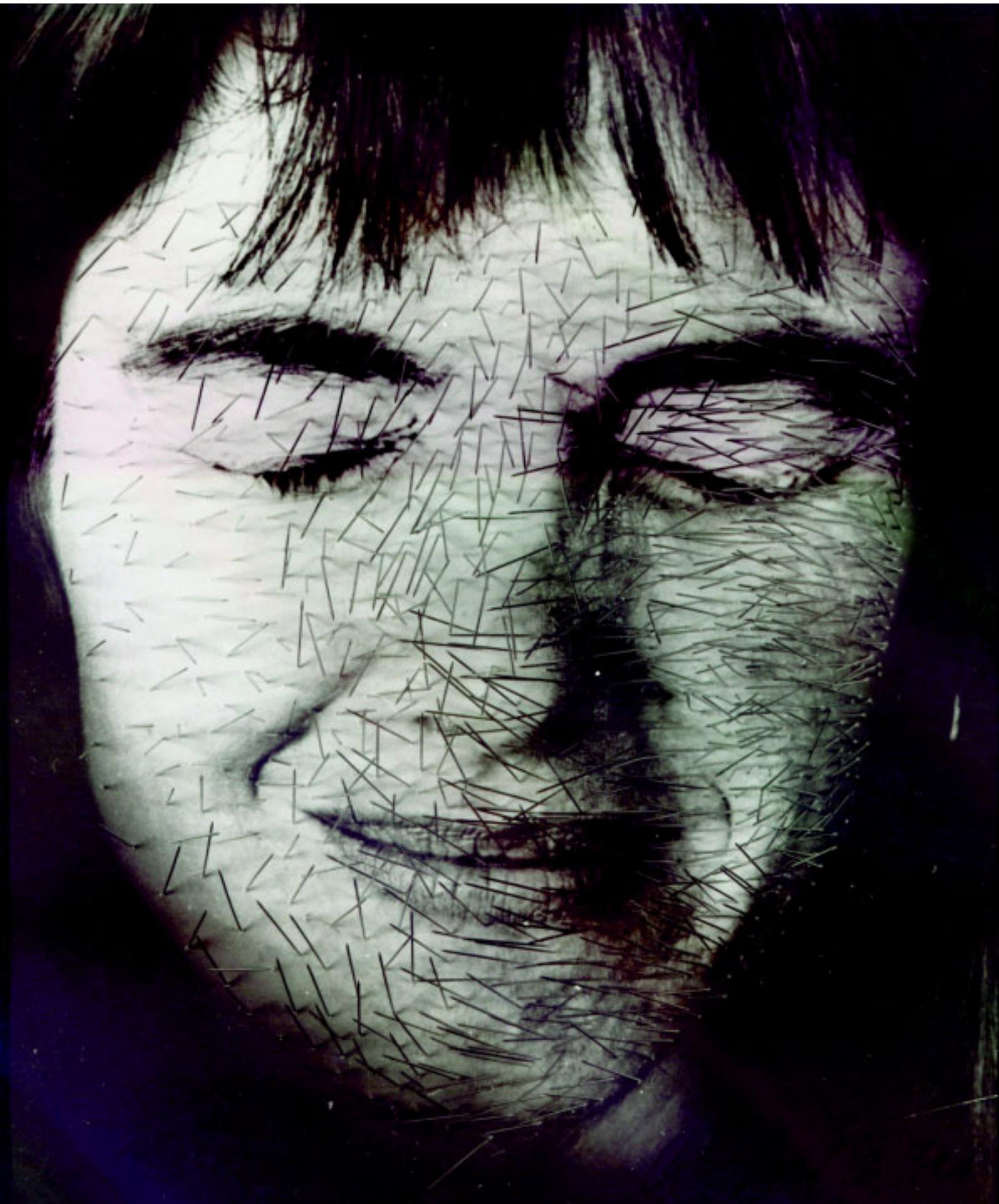
In der Diskussion um das Testverbot kehren sich auf geschlechterpolitisch ungewohnte Weise die Argumente um. Die leibliche Distanz zur Schwangerschaft, das Männerschicksal, soll nun eine „Opferrolle“ begründen. Männergruppen wie der Väteraufbruch für Kinder fordern Gleichberechtigung. Im April 2005 brachte das Land Baden-Württemberg einen Gesetzesantrag in den Bundesrat ein, der ähnlich argumentiert: Der private Test solle einem Mann ermöglicht werden, denn die Verwendung des Genmaterials ohne Einwilligung diene „einem legitimen Ziel, die tatsächliche Vaterschaft offen zulegen.“ [4] Der Vorschlag interpretiert nicht nur die genetische Vaterschaft als die „tatsächliche“, spiegelt also die Biologisierung der Elternschaft wider. Er postuliert auch ein männliches Recht auf Wissen, das dem Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung (und Nichtwissen) übergeordnet wäre. Da es hier um ein Vater-Vorrecht geht, hätten wir freilich nicht Gleichstellung, sondern Privilegierung vor uns. Auch eine Mutter weiß ja nicht um die genetische Herkunft ihres Kindes, sie weiß lediglich, ob der berühmte „Seitensprung“ stattgefunden hat oder nicht. Wo man für den zweifelnden Vater ein Recht auf Wissen fordert, werden das Wissen um das Erbgut und das Wissen um die Untreue auf bedenkliche Weise vermischt. Geht es hier im Grunde um ein Recht des Mannes auf das Wissen um Untreue? Dann wäre die Vaterschaftsfrage am Ende nur ein Vehikel – eine Waffe in der Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau.

Diskretion als Waffe

Verschwiegener Zweifel, heimlicher Test, verschwiegenes Testergebnis – welchem „Frieden“ mag das dienen? Sollen Väter nicht einmal ein Gespräch wagen müssen, treten die ominösen „Zweifel“ auf? Sollen sie Frau und Familie heimlich kontrollieren? Gentests verwandeln ein heikles Beziehungsgefüge in ein Misstrauensuniversum. Der Streit um die privaten Vaterschaftstests meint gar nicht fehlende väterliche Anfechtungsrechte. Er dreht sich um das Vorrecht zur Heimlichkeit. Um „Diskretion“, die Grundrechte verletzt.

Literatur

- [1] BGH XII ZR 60/03 und XII ZR 227/03 vom 12.1.2005
- [2] Barbara Drinck: Vatertheorien. Geschichte und Perspektive. Opladen (Barbara Budrich) 2005
- [3] Hildegard Haas, Claus Waldenmaier: Der Kuckucksfaktor. Prien (Gennethos) 2004, S. 65
- [4] Gesetzesantrag des Landes Baden-Württemberg: Entwurf eines Gesetzes zum Schutz der Persönlichkeitsrechte bei Abstammungsuntersuchungen (Begründung). Drucksache des Bundesrats 280/05 vom 21.4.2005, S. 5



Weibliche Leiberfahrungen zwischen Entwurf und Faktizität

Ute Gahlings

Während die Leibphänomenologie vorwiegend auf den generischen Leib bezogen ist und die Geschlechterdifferenz weitgehend ignoriert, hat sich die feministische Philosophie bereits vom weiblichen Körper als ontologischer Faktizität verabschiedet. Was sich dem weiblichen Subjekt, bedingt durch die Ansprüche und Gegebenheiten von Natur und Kultur, aufdrängt, kann in Analysen zur Topographie des Leibes und zu biographisch relevanten Situationen in den Blick kommen. Damit sind weitreichende Konsequenzen für die leibliche Integrität verbunden, zumal in der technischen Zivilisation Möglichkeiten zum „freien“ Entwurf qua Eingriff in früher unverfügbare Sphären des Körpers industrielles Ausmaß erreicht haben.

Female experiences of the lived body between project and facticity. While phenomenology of the lived body is mainly related to the generic body and ignores sexual differences, feminist philosophy has already taken leave of the female body as an ontological facticity. What affects the female subject, in relation to the claims and given facts of nature and culture, can be analysed throughout the topography of the lived body and the situations in biography. This causes far-reaching consequences for the incorporated integrity, especially in technical civilizations the possibilities to be engaged in 'free' projects of gearing in formerly not available areas of the body, have reached industrial dimensions.

Die philosophische Beschäftigung mit dem „Geschlecht“, über viele Jahrhunderte entweder Desiderat oder Ausgangspunkt hegemonialer männlicher Begriffsbildung, gehört in das Gebiet der philosophischen Anthropologie. Die seit den 1970er Jahren akademisch verankerte feministische Philosophie thematisiert einen intra- wie interdisziplinär ausgerichteten Forschungszusammenhang, der sich durch Präferenzen für bestimmte Richtungen des philosophischen Denkens entfaltet, mittlerweile aber Bezugnahmen auf den gesamten Kanon der Philosophie verzeichnet (Nagl-Docekal 2001). Die erst seit kurzem diskutierte Koalition zwischen Phänomenologie und Feminismus hat ein Forschungsfeld eröffnet, in dem, u.a. mit Bezug auf den Leib als wichtigste Schnittstelle beider Diskurse, die Fragen nach der Kategorie „Geschlecht“ neu aufgegriffen und Forschungsdefizite ausgeräumt werden sollen (Stoller/Vetter 1997; Fisher/Embree 2000; Heinämaa 2003).

Während die Leibphänomenologie, z.B. bei Merleau-Ponty und Schmitz, auf den generischen Leib bezogen ist und die Geschlechterdifferenz weitgehend ignoriert, hat sich die feministische Philosophie, z.B. bei Butler, bereits vom weiblichen Körper als ontologischer Faktizität verabschiedet und verlieren Theorien der sexuellen Differenz immer mehr an Bedeutung. Die Definition des ‚geschlechtlichen Leibes‘ als dasjenige, was Männer und Frauen als ihre leiblich verankerte Realität erfahren, vermag gleichwohl phänomenologische und feministische Positionen zusammen zu führen, ohne biologistischen oder sozialkonstruktivistischen Determinismen zu verfallen.

Was das geschlechtliche Subjekt, bedingt durch die Ansprüche und Gegebenheiten von Natur und Kultur, leiblich erfährt bzw. was ihm widerfährt, kann in Topographien des Leibes und Prozessen seiner Biographie analysiert werden. Eine Phänomenologie der geschlechtlichen Leiberfahrungen lässt sich gleichwohl nicht mit dem Anspruch auf zeitlose Gültigkeit betreiben, sondern wird erst dann in restrealistischer Verallgemeinerbarkeit verständlich, wenn das Subjekt in seiner situativen Betroffenheit in den Blick kommt. Leiberfahrungen sind niemals ausschließlich vom Körper her zu deuten, aber ebenso wenig sind sie ausschließlich Diskurs-Phänomene.

Konkrete menschliche Körper sind sicht-, tast-, hör- und riechbar voneinander unterschieden und – mit einigen Ausnahmen – in zwei großen Gruppen, männlich und weiblich, mit verschiedenen körperlichen Merkmalen ausgestattet. Die Differenz ist unabweisbar und wird heute schon pränatal auf dem Sonogramm sichtbar gemacht. Sie variiert bezogen auf die Geschlechtergruppen und innerhalb ihrer in den verschiedenen Lebensphasen. Das geschlechtliche Selbst entfaltet sich an leiblich spür- und tastbaren Phänomenen sowie den jeweils bereit gestellten kulturellen Praxen geschlechtlicher Existenz.

Während das erste Lebensjahrzehnt unter weitreichendem Einfluss der Faktizität des Körpers und der Fremdentwürfe durch Familie und Gesellschaft verläuft, tritt im zweiten Lebensjahrzehnt die Geschlechtlichkeit stark in den Vordergrund und wird bewusst in den Lebensentwurf integriert. Wichtigste Entwicklungsaufgabe ist hier nach Fend (2000): den Körper „bewohnen“ lernen.

Annegret Soltau
„Ich überstoßen“, Foto,
Nadeln, 1992

Die phänomenologische Erforschung weiblicher Leiberfahrungen (Gahlings 2006) hat gezeigt, dass Mädchen lange vor der Menarche durch die Thelarche (Brustwachstum) mit dem sich verändernden Körper konfrontiert werden. Die Erfahrung, Brüste zu haben, wird in hohem Maße durch Geschlechterdiskurse reguliert. Während die Resultate der Thelarche für den Blick der Anderen kaum zu verbergen sind, verlaufen Menarche und Menstruationen qua kultureller Norm im Verborgenen. Das Erwachen der Sexualität, die Defloration, aber auch eine mögliche Vergewaltigung bzw. Angst davor haben ebenfalls großen Einfluss auf die sich entwickelnde Geschlechtsidentität. Dabei wird das weibliche Subjekt im Rahmen von Gravidität, Geburt, Puerperium und Laktation in besonderem Maße mit weiblicher Faktizität konfrontiert. Das Klimakterium, der Eintritt in die zweite Lebensphase ohne Menstruationen, markiert eine letzte Veränderung. Damit sind wichtige Leiberfahrungen benannt, die sich in der weiblichen Biographie ergeben bzw. ergeben können und die als körperliche Umbruchphasen einer besorgniserregenden Medikalisierung durch Prozesse der Normierung, Pathologisierung und Regulierung unterliegen (Kolip 2000).

In der technischen Zivilisation, in der die Möglichkeiten zum ‚freien‘ Entwurf qua Eingriff in früher unverfügbare Sphären des Körpers industrielles Ausmaß erreicht haben, gehen damit weitreichende Konsequenzen für die weibliche Integrität mit Gefühlen, Grundstimmungen und somatischen Kulturen einher (Duden 2002). Allein die weibliche Verhütungspraxis bietet zahlreiche Möglichkeiten, z.T. mit dem Nebeneffekt, Menstruationen zu terminieren oder ‚auszuschalten‘; Muttermundtampons, die neueste Errungenschaft der Hygieneindustrie, können weibliches Blut beinahe gänzlich aus der Wahrnehmung verbannen; Schwangerschaft, schon nach wenigen Wochen diagnostizierbar, stellt die Betroffene, lange bevor sie etwas spüren muss, mit ihrer ‚Leibesfrucht‘ unter medizinisch-technische Überwachung; die Fertilitätsindustrie suggeriert die Herstellbarkeit von Kindern außerhalb einer gemeinsamen sexuellen Erfahrung; eine Geburt kann heute u.U. auf Wunsch, ohne medizinische Indikation, als Operation erfolgen; Lochien und Laktation können verkürzt oder unterbunden werden; die Hormonsubstitutionstherapie erhält die ‚Körperchemie‘ der Fruchtbarkeit aufrecht – dies sind nur einige Beispiele zu möglichen Eingriffen in die Faktizität des Körpers mit großen weiblichen Auswirkungen.

Dass in den somatischen Kulturen von Frauen, wie sie heute üblich geworden sind, Erfahrungen am Geschlechtsleib, die von jener Faktizität herrühren, gezielt manipuliert oder gar ausgeklammert werden, ist als zweifelhafter Beitrag zur Befreiung der Frau zu werten. Diese Form der Regulierung über den Leib bedeutet meist eine Angleichung an den männlichen Körper, der immer noch, vor allem im Kontext der Erwerbstätigkeit, als Maßstab gesellschaftlichen Miteinanders fungiert. Andererseits zeigt sich gerade heute ein breites Spektrum der Wiedergewinnung von ‚Weiblichkeit‘, die jedoch nach wie vor unter einem problematischen gesellschaftlichen Druck steht. So hat der Schönheitsmythos bedenkliche Normalisierungseffekte gestiftet: Gesunde Frauen inve-

stieren Zeit, Schmerz und Kapital, um durch Eingriffe unter der Haut ihrer angeblichen Weiblichkeit mehr Geltung zu verschaffen und sie deutlicher zu spüren, von ästhetischer Diät-, Fitness-, Hygiene- und Kosmetik-Kultur einmal ganz abgesehen. Zwar unterliegen auch Männer zunehmend einem Diktat von Schönheitsnormen, es sind aber bei weitem mehr Frauen, die ihren Körper nach kulturell gesteuerten Geschlechterimagos ‚entwerfen‘ und außerdem dem Medikalierungsdruck ihrer körperlichen Umbruchphasen nachgeben.

Hier erhebt sich nicht mehr nur die Frage nach dem geschlechtlichen Selbst als ‚regulierender Fiktion‘ und Performativität, die z.B. Butler (1991) verfolgt, sondern die genuin feministische Frage danach, wie Frauen – und auch Männer – sich selbst erfahren und welchen Spielraum sie für den eigenen Entwurf im Rahmen der Faktizitäten von Natur und Kultur überhaupt haben. Phänomenologische Analysen geschlechtsspezifischer Leiberfahrungen am Leitfaden subjektiver Betroffenheit tragen dazu bei, im Zeitalter des sogenannten Postfeminismus das geschlechtliche Subjekt zurückzugewinnen und die politischen Forderungen des Feminismus zu reformulieren. Dass Frauen weltweit unterdrückt werden, ist keine Neuigkeit; dass sie sich aber auch in Kulturen mit Gleichstellung und vielfältigen Möglichkeiten zum freien Entwurf heute nicht unbedingt wohl fühlen, haben geschlechtsspezifische Untersuchungen der Gesundheitswissenschaft gezeigt (Kolip/Hurrelmann 2002). Die Beugung des Individuums durch Schönheits-, Geschlechter- und Gesundheitsnormen, die Zwangsmechanismen gesellschaftlicher Diskurse rund um die Sexualität, das hohe Potenzial von Gewalt gegen Frauen und die nach wie vor schlechteren Lebensbedingungen von Frauen liefern die Parameter für solche Ergebnisse.

Nur wenn es gelingt, die körperliche Faktizität und die soziale Geschlechterdifferenz in Entwürfe zu binden, die der weiblichen Integrität und Identität ethisch gerecht werden, kann eine Verwirklichung jener feministischen Utopie aufscheinen, in der die Geschlechtlichkeit nicht als leidvoll determinierende und/oder zu überschreitende Grenze erfahren wird. Dazu ist aber, neben der Aufdeckung gesamtgesellschaftlich relevanter weibfeindlicher Tendenzen, eine verstärkte wissenschaftliche Zuwendung auf den Phänomenbereich der weiblichen Leiberfahrungen notwendig. Dessen bisherige Vernachlässigung passt durchaus in das Konzept eines allseitig verfügbaren weiblichen Körpers, der ein umso besseres Objekt der Macht wird, je mehr freiheitliche Selbstentfaltung eigenleiblich gespürter Subjektivität ausgeblendet wird.

Literatur

- Böhme, Gernot: Leibsein als Aufgabe. Kusterdingen 2003
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991
- Duden, Barbara: Die Gene im Kopf – der Fötus im Bauch. Hannover 2002
- Fend, Helmut: Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Opladen 2000
- Fisher, Linda / Embree, Lester (Hg.): Feminist Phenomenology. Dordrecht, Boston, London 2000
- Gahlings, Ute: Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen (Habilitationsschrift, erscheint 2006)
- Heinämaa, Sara: Toward a Phenomenology of Sexual Difference. Lanham, Boulder, New York, Oxford 2003
- Kolip, Petra (Hg.): Weiblichkeit ist keine Krankheit. Weinheim, München 2000
- Kolip, Petra/Hurrelmann, Klaus (Hg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 2002
- Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie. Frankfurt/Main 2001
- Stoller, Silvia/Vetter, Helmut (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien 1997



Die Konstruktion und Konstitution von Geschlecht als Effekt kultureller symbolischer Ordnung bestimmt die dekonstruktive Lektüre. Sie kann auch verstanden werden als philosophische Position und als politische und intellektuelle Strategie. Dekonstruktion will die Verdrängung der Differenz, der Unterdrückung und Marginalisierung sichtbar machen, um so in identitätslogische Fixierungen zu intervenieren. Die dekonstruktive Praxis geht von der Ambiguität eines Textes aus, sich auf Geschichte und Welt als einen Erkenntniskontext beziehend wie sich selbstreferentiell mit der eigenen Verfasstheit auseinander zu setzen.

Deconstruction as feminist reading. Construction and constitution of sex as an effect of cultural symbolic order is focus of a deconstructive reading. It can be understood as a philosophical position and as a political and intellectual strategy. It means to visualize the inhibition of difference and suppression and to interfere in logo-centric fixations and realize the marginalized part. A deconstructive reading is related to the ambiguity of a text in its historical meaning and its context of perception, coincidental with a self-referential practise.

Bild: Hanne Junghans, Blue Room, 2001/02

Dekonstruktion als feministische Lektürepraxis

Heidemarie Stegmann-Meißner

Einführung: Dekonstruktion als Verschiebung des Blicks

Die philosophische Kritik am Erkennen der Wahrheit, sowie am Formulieren von Wahrheiten hat in den 1970er Jahren zu Fragen nach dem Wissen und zum gleichzeitigen Infragestellen von rationalen Erkenntnissen geführt und setzte als selbstreflexive Praxis mit der poststrukturalistischen Debatte um das Verstehen von Texten ein. Roland Barthes hat einen interpretatorischen Raum umschrieben, in dem Leserin und Autorin mit dem Nichtverstehen konfrontiert werden. Die Differenz zwischen Leserin und Text setzt das Begehren, die „Lust am Text“ in Gang. Die Leserin wird zur Textproduzentin, in dem sie Bedeu-

tungen und differente kulturelle Diskurse konstruiert. Derrida hebt in der Dekonstruktion als Praxis die metaphysische Dimension von Identität und Anwesenheit von Sinn im Sprechen hervor und betont die Dimension der Erfahrung als Differenz von Leserin und Text.

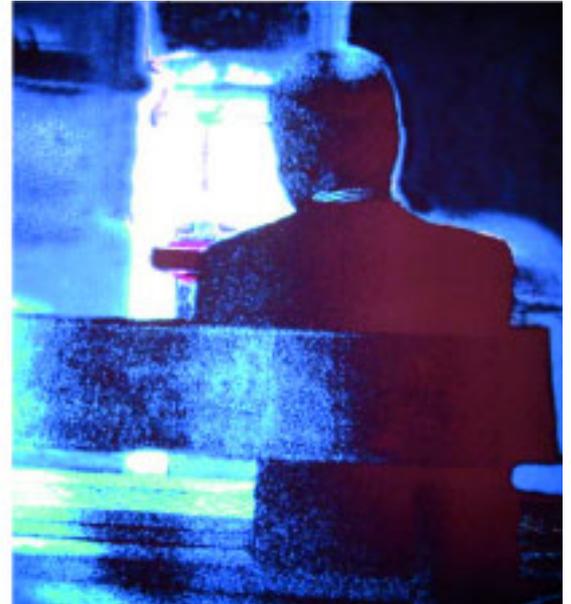
Die Erfahrung der Geschlechterdifferenz wird als Kritik an bestehenden Lektüren und Schreibweisen formuliert und führt zu Relektüren, das bedeutet, die Hypothese der Frau als Leserin dient dazu, männliche Ausschließungen zu thematisieren und macht deutlich, dass „als Frau“ zu lesen heißt, sich mit der eigenen Zuschreibung „als Frau“ auseinander zu setzen, wie mit den Zuschreibungen „als Frau“ im Text, beides ist als Prozess einer Konstruktion und Dekonstruktion zu lesen. Butler definiert das Geschlecht als

radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht, um im performativen Sprechen und Handeln den Akt des Herstellens von Geschlechtsidentitäten deutlich zu machen. Gerade Personen, die nicht normativ eindeutig einem Geschlecht zuzuordnen seien, zeigen in ihren Geschlechterinszenierungen, dass jede Zuordnung eine fiktionale Dimension hat, die einem gesellschaftlichen Zwang zur Eindeutigkeit von Geschlechtsidentität folgt, jedoch im künstlerischen Diskurs ständig unterlaufen wird.



Bild: Hanne Junghans, Blue Room, 2001/02

Juden verantwortlich gemacht werden, trifft sie tiefer. Freunde aus Moskau schreiben über ihre Ausreise nach Israel und ihre Pläne nach Amerika auszuwandern, Anna liest den Brief als Möglichkeit des Aufbruchs in die Selbstverständlichkeit eines jüdischen Alltags. Da der Roman nicht das damalige Leben der kleinen Künstler-Avantgarde als Komödie mit gutem Ausgang schildert, bei dem der Schrecken nur von kurzer Dauer ist, sondern die Briefe die Gegenwart des Jahres 1975 wiedergeben, bleibt am Ende des



Erfahrung der Differenz

In „Selbstporträt als Jüdin“ schreibt Barbara Honigmann (*1949 Ost-Berlin): „Ich glaube, wir Kinder von Juden sind, (...) Kinder unserer Eltern geblieben, länger jedenfalls als andere. Denn es war schwer, der Geschichte und den Geschichten unserer Eltern zu entrinnen.“ Die paradoxe Erfahrung vom Verwickeltsein in die historische Geschichte durch die individuelle Geschichte führt zur Erfahrung einer Differenz. Das Private wird in Barbara Honigmanns Texten das Öffentliche und der Versuch, ein Leben mit dem Judentum als normale Alltagserfahrung zu leben, muss in Deutschland um 1975 in Ost oder West scheitern.

Der Briefroman „Alles, alles Liebe“ (2000) setzt Honigmanns Reflexionen über das Leben und die Kunst im Sozialismus fort, die Geschlechterfrage wird wie in früheren Texten schon als zentraler Schauplatz der Diskurse thematisiert. Die sich als Avantgarde verstehenden KünstlerInnen inszenieren Garcia Lorcas „Bernarda Albas Haus“, der intertextuelle Bezug steht für die unterdrückende tödliche Starre, die über einem Leben, eingesperrt in Geschlechtsrollen und über einem Arbeiten, eingesperrt in Machtstrukturen, in der DDR 1975 liegt und steht für die Fixierung aller in der unstillbaren Sehnsucht nach dem „Draußen“. Annas Jüdischsein wird zum Ziel von neuem Antisemitismus und Sexismus, sie als Zigeunerin und Hexe zu bezeichnen, ist nur eine „kleine“ Verletzung, der größere Vorwurf gegenüber dem Zionismus, der von der UNO in einer Resolution 1975 als Rassismusvorwurf formuliert wird und für den alle

zitierten romantischen Lebensentwurfs der „Dorn im Fuß stecken“; er lässt sich nicht entfernen, er war schon vorher da. Die Geschichte der Vertreibung, der Verfolgung und der Ermordung der Juden, der Sinti und Roma, der Missliebigen in Europa durch den Naziterror wird von Honigmann als Kleistscher Splitter im Fuß gesehen. Der Dorn ist andererseits die sich erneut herstellende hierarchische Geschlechterordnung und benennt das Scheitern des hybriden Geschlechtertauschs. Der Splitter der Geschichte verwehrt den Nachgeborenen ein erinnerungsloses scheinbar unbeschwertes Traumleben: „Wie alles in diesem Land zerstört ist, in das unsere bescheuerten Eltern glaubten unbedingt zurückkehren zu müssen. In diesen Scherbenhaufen, in dem sie sich doch bloß alles aufgerissen und sich wehgetan und alles andere, bloß kein Glück gefunden haben.“ (Honigmann. 2000. 32/33)

Barbara Honigmann bezeichnet ihre eigene Lebenssituation als „Doppelleben“: in der Bindung an die deutsche Sprache und in der Bindung an das Judentum. Das Paradox des „Dazwischensein“ als Differenzenerfahrung bestimmt ihre Texte. In ihrer Dankesrede zur Verleihung des Kleistpreises spricht sie über „das Ungraziöse, das Unmögliche, das Unstimmige“ und verabschiedet die romantische Sehnsucht „hintenherum“ ins Paradies hineinzukommen. Sie schreibt sich in die Differenz der Sprache hinein, mit der Unmöglichkeit des Schreibens als Minderheit in der Sprache der Mehrheit, schreibt sie eine nicht etablierte Sprache, mit der sie an die „Selbstvergewisserung“ einer Glückel von Hameln und einer Rahel Levin-Varnhagen anknüpft. Sie findet eine Expressivität, die sich

gegen eine eindeutige Repräsentanz des Deutschen richtet, im Versuch einer Re-Territorialisierung durch den Berliner Jargon, die Vielsprachigkeit und die Leidenschaft in der Sprache. Die Selbstreferentialität und Intertextualität ihrer Texte öffnet sie für das Vakuum, in den das „Nomadenhafte“ das „Zigeuneri-sche“ als das Unterdrückte der Sprache einfließen kann. Unter dieser Verschiebung eröffnet sie einen neuen Diskurs über die Geschichte. „Ich frage mich „...ob ich vielleicht auch zu dieser ganz kleinen Lite-ratur (...) der unbequemen Randposition gehöre,“ (Honigmann. 2000b. 844).

Feministische Lektüre

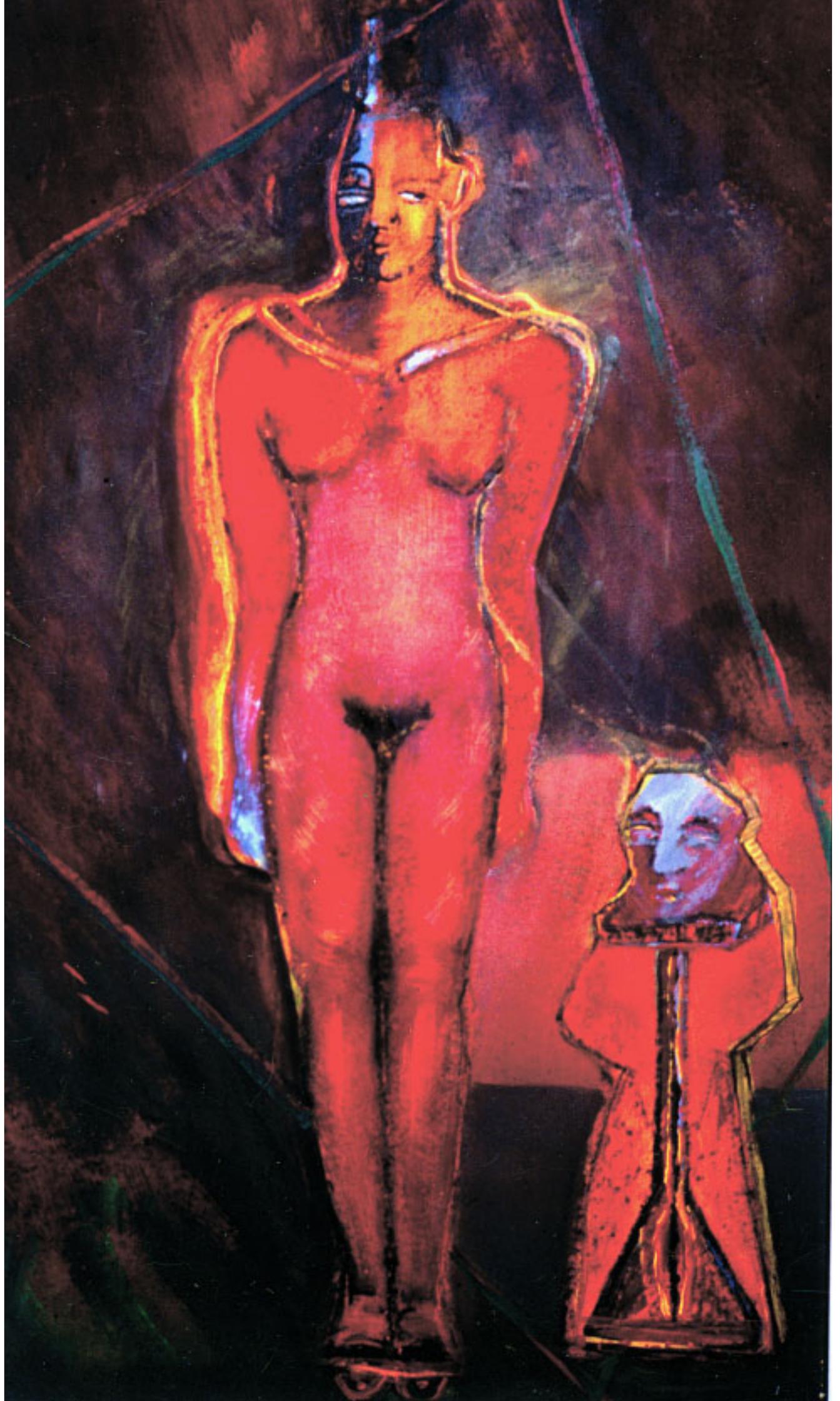
Fragen wir also, ob auch Subjekte außerhalb des nor-mativ geregelten sprachmächtigen Repräsentations-rahmens existieren, beschreiben wir eine Differenz. Mit der Perspektive der Differenz wird die Annahme eines eindeutigen Sinns aufgegeben. Es kommen diffe-rente Lektüren ins Spiel. Es wird nach dem spre-chenden Subjekt gefragt, den Bedingungen seines Sprechens, den Repräsentationen des Sprechenden in der kulturellen Ordnung. Die Frage nach dem Spre-chenden bringt die Gegenseite der Fragenden, die Unterwerfung im Diskurs in den Blick. Eine Verschie-bung des Zentrums der Interpretation von der Ein-deutigkeit zur Multiperspektivität macht es möglich, dass nicht jedes sprechende Subjekt notwendig zum hegemonialen Subjekt wird, sondern als differentes Moment erkennbar wird. (vgl. Stegmann-Meißner. 2005. 56ff) Autorinnen blieben lange in die Gazetten der „Frauenliteratur“ verbannt, ihr Werk galt als uno-riginell und trivial. Das Wieder-Entdecken der Lite-ratur von Frauen war ein erster Schritt zur Relativie-rung der Position des „männlichen Autors“ als „Herrn der Schrift“, wie es ein Umschreiben des Literaturka-nons und der Gattungsgeschichte zur Folge hatte. Die Debatten um sex und gender (s.o.) haben die Insze-nierungen von Geschlecht in der Literatur themati-siert, wie damit einhergehend die Eindeutigkeit von Geschlechtsrollen hinterfragt wurde. Unter der Praxis der Dekonstruktion wurden dominante kulturelle Strukturen sichtbar. Unter der Perspektive der Diffe-renz werden Kategorien wie Geschlecht, Bedeutung, Idealität gleichzeitig erschaffen und wieder zersetzt. Begreift man Texte als Teil kultureller Diskurse der Erfahrung von Geschlecht, von Leiberfahrung und Körperbildern, von Denkstrukturen, wie von sozialer und ethnischer Bedingtheit, erscheinen sie in einem neuen Licht. Sie sind nicht mehr metaphysische Beschreibungen des Alltags, sondern gestalten als Artefakte Wirklichkeiten mit. Das Lesen wird zu einer Praxis, Texte als kulturelle Konstrukte zu begreifen, in die sich historische und individuelle Erfahrungen, wie das Begehren und die Phantasmen einschreiben und die jenseits einer direkten gesellschaftlichen Operationalität am kulturellen Diskurs mitschreiben.

Zusammenfassung

In Bezug auf eine literaturwissenschaftliche Lektüre geht die Dekonstruktion vom doppelten Charakter eines Textes aus. Die Möglichkeit, einen Text vollstän-dig zu verstehen, wird hinterfragt, die Lektüre teilt ihre Unsicherheit mit, ob Verständnis und Interpre-tation nicht eine Fortsetzung bereits bestehender dis-kursiver Zusammenhänge sei. Diskurse, Sinn und Lektüren sind historisch und sind durch Prozesse der Kontextualisierung, der Dekonstruktion und Rekon-struktion erzeugt und sie sind kontingent für gegen-wärtige Einschreibungen. Das Paradox des Textes liegt darin, dass der Text immer seine Theorie voraus-setzt, die er jedoch erst im performativen Akt produ-ziert und somit blind ist gegenüber seiner eigenen Verfasstheit. Die Differenz von Leserin und Text stellt einen Begriff von autonomer Subjektivität in Frage und etabliert ein selbstreflexives, sich ständig ver-schiebendes Lesen.

Literatur

- Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M., 1991
- Barbara Honigmann: Alles, alles Liebe! München/Wien, 2000
- Barbara Honigmann: Über eine kleine Literatur des Anvertrauens. In: Sinn und Form 1, Berlin, 2000b
- Barbara Honigmann: Selbstporträt als Jüdin. In: Sinn und Form 4, Berlin, 1999
- Heidemarie Stegmann-Meißner: Subjektivität und Unterwerfung – Über ein geglücktes Leben in der Kunst und im Schreiben, in: Grenzen. Gender in Kunst und Wissenschaft, S. 56-61, Darmstadt, 2005. ISBN 3-00-015665-8



Technik – Körper – Wissen im interdisziplinären Diskurs

Gabriele Herbert/Heidemarie Stegmann-Meißner

Was tragen Ansätze feministischer Wissenschafts- und Technikforschung bezüglich der Analyse (natur)wissenschaftlicher Erkenntnisse zu Technik – Körper – Wissen bei? Ein derzeit vom Zentrum für interdisziplinäre Technikforschung gefördertes Projekt im Frauenforschungszentrum knüpft an feministische Debatten zu Technologien um den Körper an. Absicht ist die Förderung einer interdisziplinären Forschungskultur, die in sozialen und kulturellen Strukturen und Praxen die Kategorie Geschlecht untersucht.

Technology – Body – Knowledge in an interdisciplinary discourse. What do feminist epistemology and technology studies contribute to the analysis of natural-scientific cognition of technology, body and knowledge? A project, which is currently carried out in the women's research centre (ffz) and which is sponsored by the centre of interdisciplinary research (ZIT) at the TU Darmstadt, reflects current feminist debates on technologies of the body. With the purpose of contributing to an interdisciplinary scientific research, which includes the social and cultural structures and practise and its inherent gender relations.

Mit dem Projekt „work in progress: Technik – Körper – Wissen im interdisziplinären Diskurs“ möchte das Frauenforschungszentrum Darmstadt (ffz) durch die Auseinandersetzung mit Ansätzen der Feministischen Wissenschafts- und Technikforschung eine Erkenntnis erweiternde Perspektive in den interdisziplinären Diskurs innerhalb der TU Darmstadt einbringen. Dieser Beitrag skizziert das aktuelle Projekt.

Ziele

Anknüpfend an die Tagungen des ffz „Gender & Science“ (2002) und „Technik – Körper – Wissen“ (2003), zielt das Projekt in einem ersten Schritt darauf, die Debatte um innerfeministische Diskurse als auch neue Entgrenzungen/ Grenzziehungen zwischen Biologie und Gesellschaft, Natur und Kultur reflektierend zu betrachten: Welche Beiträge leisten aktuelle Ansätze feministischer Wissenschafts- und Technikforschung im deutschsprachigen Raum zum Körper-Technik-Diskurs? Ergeben sich Kontroversen (wenn ja, welche) aus den Ansätzen? Oder können wir von einer Multiperspektivität der Ansätze ausgehen? Wie entwickeln sich feministische Theorieansätze angesichts der technischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse?

Feministische Wissenschafts- und Technikforschung sucht die Auseinandersetzung an den Schnittstellen von Natur- und Technikwissenschaften sowie Gesellschafts-, Kultur- und Geisteswissenschaften. Vor diesem Hintergrund stehen diese Prozesse des inter- bzw. transdisziplinären Arbeitens selbst im Zentrum des Interesses. Das Projekt soll den Anstoß geben zu einem fortschreitenden Prozess einer selbstkritischen und reflexiven Analyse der fachübergreifenden Auseinandersetzung. Absicht ist es, auch zukünftig sich

daraus ergebende offene Fragen an Forschung und Lehre zu formulieren und die Erkenntnisse in viele Fächer und Forschungsfelder hineinzutragen.

Technik und Wissen haben einen zentralen Stellenwert in unserer Gesellschaft und durchdringen alle Lebensbereiche. Immer rasanter verlaufende Prozesse der Technisierung und Informatisierung verändern die Arbeits- und Lebenswelten grundlegend. Erkenntnisse und Produkte beispielsweise der Gen- und Reproduktionstechnologien, der Informatik und der Technoscience erschüttern die – seit der Neuzeit des europäischen Denkens bestimmende – Entgegensetzung von Natur/Kultur, Subjekt/Objekt, Mensch/Maschine, Technik/Leben, Mann/Frau etc. Mit jeder neuen Technologie werden die Grenzen neu vermesen und verschoben.

Der Körper wird in diesem Zusammenhang zu einer zentralen Kategorie. Die technischen Gestaltungsmöglichkeiten reichen bis in den Körper hinein, bestimmen ihn auch in seiner Geschlechtlichkeit neu und führen zu neuen Formen der Konstruktion geschlechtlicher Identitäten. Foucault hatte mit dem Begriff der Biomacht das allgegenwärtige Eingreifen der gesellschaftlichen Macht auf allen Ebenen des Körpers, seine Industrialisierung, Kommerzialisierung und Optimierung aufgezeigt.

Die Vernetzungen von Natur und Kultur, von Mensch und Technik werden immer enger, der neuronale Chip ist wie der Herzschrittmacher chirurgische Normalität. Die Verbindung von Nervenzellen und Computer ist technisch keine Unmöglichkeit mehr, die Zeugung in vitro und das biologische Klonen sind längst Realität. Der menschliche Körper als cyborg wurde von Donna Haraway als feministische Befreiung von kinship und als politisch neue Randbedingung begrüßt.

Bild: Franca Weiss, o. T.
(aus den 1980er Jahren)

Feministische Forschung

Technik, technologische Entwicklungen sowie deren gesellschaftliche Anwendung sind ebenso wie Wissenschaft und Wissen nicht wertneutral. In ihnen sind und werden gesellschaftliche Strukturen sowie Sichtweisen eingeschrieben und damit auch die Geschlechterverhältnisse. Umgekehrt gehen bestehende Geschlechterverhältnisse in technische Entwicklungsprozesse und in die Entstehung von Wissen und die Entwicklung von Wissenschaft als Strukturen und Sichtweisen ein. Feministische Wissenschafts- und Technikforschung hinterfragt den Einfluss von Geschlecht auf die Konstruktion von Wissen. Sie schließt damit an die Tradition einer kritischen Wissenschafts- und Technikforschung an, welche die Entwicklung von Wissen/Wissenschaft und Technik als Prozesse begreift, die sich im Kontext gesellschaftlicher und kultureller Machtverhältnisse etablieren. Wissenschaftliche und technische Entwicklungen werden in ihren jeweiligen sozioökonomischen, politischen, kulturellen und geschichtlichen Verflechtungen in den Blick genommen. Gleichzeitig erweitert und kritisiert Feministische Naturwissenschaftskritik diese Analysen und fragt nach der Kategorie Geschlecht im Wissenschaftssystem (Heinsohn 1998).

Vom technologischen Determinismus – nach dem Motto: Was der Mensch kann, will er auch – wurde Abschied genommen und das vielschichtige Kräfte- und Wechselverhältnis von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft in den Blickpunkt gerückt. Letztlich stellen sich die Fragen: Wer definiert unsere Zukunft auf welche Weise? Wie sind demokratische Prozesse dabei ein- oder ausgeschlossen?

Für eine kritische Reflexion und Analyse der Wissenschafts- und Technikforschung lassen sich in feministischer Perspektive vor diesem Hintergrund einige erkenntnisleitende Fragen formulieren. Kerstin Palm, Biologin und Kulturwissenschaftlerin, skizziert dies in einem Vortrag anschaulich. Sie stellt das Erschließen der Natur mittels Beobachtung und Messung und der anschließenden Weiterbearbeitung der gewonnenen Daten zu einer Theoriebildung mittels logischer Schlüsse als Normalverfahren dar (Palm 2000). Sie empfiehlt einen Katalog feministischer Verfahrensaspekte.

- WER beobachtet bzw. vermisst Natur?
- WIE wird beobachtet und gemessen? WAS wird beobachtet und gemessen?
- Wie werden die Forschungsfragen, die Ergebnisse und Theorien sprachlich DARGESTELLT?
- Aufgrund welcher Prämissen werden aus den Daten logische Schlüsse gezogen und Theorien/Hypothesen formuliert?
- Welcher NATURBEGRIFF wurde zugrunde gelegt? (vgl. Palm 2000)

Ebene des Austauschs

Feministische Naturwissenschafts- (und Technik)-forschung muss inter- bzw. transdisziplinär angelegt sein, will sie die Probleme bearbeiten. Dazu gehört zum einen ein fundiertes und reflektiertes Fachwissen. Zum anderen erfordert es, sich in die Arbeits- und Denkweisen anderer Disziplinen und Bereiche (z.B. (Berufs-)Soziologie, Psychologie, Philosophie,

Sozialisationsforschung, Sprachwissenschaft, wissenschaftstheoretische Methodenkritik, konstruktivistische Erkenntnistheorie) einzuarbeiten und/oder mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus diesen Bereichen zusammenzuarbeiten und eine gemeinsame Ebene des Austauschs und der Rhetorik zu finden. Voraussetzung ist die Bereitschaft, sich über die eigenen Disziplingrenzen hinaus zu bewegen. Feministische Wissenschaftskritik hinterfragt die Operationalität von Wissenschaft und damit deren Anspruch, eine höhere Ordnung von Wissen festzuschreiben. Der Wissenschaftsdiskurs ist von Fragen nach Ansprüchen und Ausschlüssen geleitet. Wie mache ich sie verhandelbar? Wie verstehe ich Wissenschaft und Wissensproduktion unter gender-Aspekten? Welche dominanten und welche marginalen Diskurse sind in den Wissenschaftsprozess eingeschrieben? Wie mache ich sie sichtbar?

work in progress

Wir verstehen das Projekt als ein work in progress, in dem es um Verständigungsprozesse in mehrfacher Weise geht, sowohl auf einer inhaltlichen und disziplinären Ebene als auch auf einer sozial und kulturell vermittelten Ebene. In einem ersten Workshop, der im Mai 2005 stattgefunden hat, wurden aktuelle feministische Perspektiven auf Technik – Körper – Wissen zur Diskussion gestellt. Schwerpunkte waren: Körper als Referenz in Wissenschaft und Technik am Beispiel der Reproduktionstechnologien, soziale und kulturelle Konstruktionen des Körpers in Wissenschaft und Technik sowie Reflexionen der Technoscience im Fokus feministischer Kritik. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung wurden besonders die eingeschriebenen Denkformen beleuchtet, um die Entwicklung feministischer Theoriebildung in diesen Forschungsfeldern in den Blick zu nehmen (Was leisten welche Theorien in Bezug auf die für Feministinnen relevanten Fragen wie die Frage nach Standpunkttheorien und der Multiperspektivität?). Die Ergebnisse dieses Workshops bilden nun die Grundlage für die Konzipierung eines zweiten Workshops im Herbst 2005: wie kann ein fruchtbarer Diskurs über die Ansätze feministischer Wissenschafts- und Technikforschung an den Schnittstellen zu den Natur- und Technikwissenschaften sowie den Gesellschafts-, Kultur- und Geisteswissenschaften initiiert werden, wenn so unterschiedliche Wissenschaftskulturen im Hinblick auf ihre Paradigmen, Forschungsgegenstände, Theorien und Methoden aufeinandertreffen? Dabei wird – so die Annahme – nicht nur die oft gegenseitig schwer verständliche Fachsprache eine Rolle spielen, sondern eben die (fach)kulturellen, methodischen wie methodologischen und wissenschaftstheoretischen Unterschiede. Sie gilt es, in der inhaltlichen Auseinandersetzung eines interdisziplinären Diskurses mit zu reflektieren.

Literatur

- Bath, Corinna/Bauer, Yvonne/Bock von Wülflingen, Bettina/Saupe, Angelika/Weber, Jutta (Hg.) 2005: Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung - Hybride Artefakte, posthumane Körper. Bielefeld
- Haraway, Donna 1995: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg der partiellen Perspektive. In: Dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main, New York: 73-97. (englisches Original 1991)
- Heinsohn, Dorit 1998: Feministische Naturwissenschaftskritik. Eine Einführung. In: Petersen / Mauss 1998: 14-32
- Palm, Kerstin 2000: Die Transdisziplinärin – Grenzüberschreiterin und Ausgegrenzte. In: Fließende Grenzen. 26. Kongress von Frauen in Naturwissenschaft und Technik, 1.-4. Juni 2000 in Hamburg. Dokumentation. Darmstadt
- Wiesner, Heike 2002: Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften. Wissenschafts- und Genderforschung im Dialog. Frankfurt am Main



Pilotin von Beruf: Ausprägungen und Folgen einer „geschlechtskonträren“ Berufswahl

Carmen Eccard

Über Berufe wird nicht nur Arbeitsteilung institutionalisiert, sondern auch geschlechtsspezifisch organisiert. Berufe sind gleichermaßen Integrations- wie Ausgrenzungsmitteln, um Frauen und Männer unterschiedlich in den Arbeitsmarkt einzubinden. Bei der Teilung in Frauen- und Männerberufe hat der Technikbegriff – als Synonym für Männlichkeit – eine vorrangige Bedeutung. Implizit verspricht eine „geschlechtshomologe“ Berufswahl, dass der Beruf mit einem Identitätskonzept korrespondiert. Eine geschlechtsuntypische Berufswahl widerspricht diesen geschlechtlich definierten Berufszuordnungen; untersucht werden Berufspilotinnen.

Female pilot by profession: Developments and consequences of "sex-contrary" choice of profession. With professions not only division of labor is institutionalized, but also is sex specific organized. Professions are equally mediums of integration as of exclusion, to merge women and men in different ways into the job market. By dividing the profession spectrum in occupations of woman and man the technical term becomes a priority meaning – as synonym for maleness. Implicitly the choice of a "sex-homologous" profession promises that the profession corresponds with an identity concept. A sex-atypical choice of profession contradicts the sexually defined allocations of professions; researched on female professional pilots.

Bild: Annegret Soltau, Selbst 1975 – front, Fotovernähung, 1975

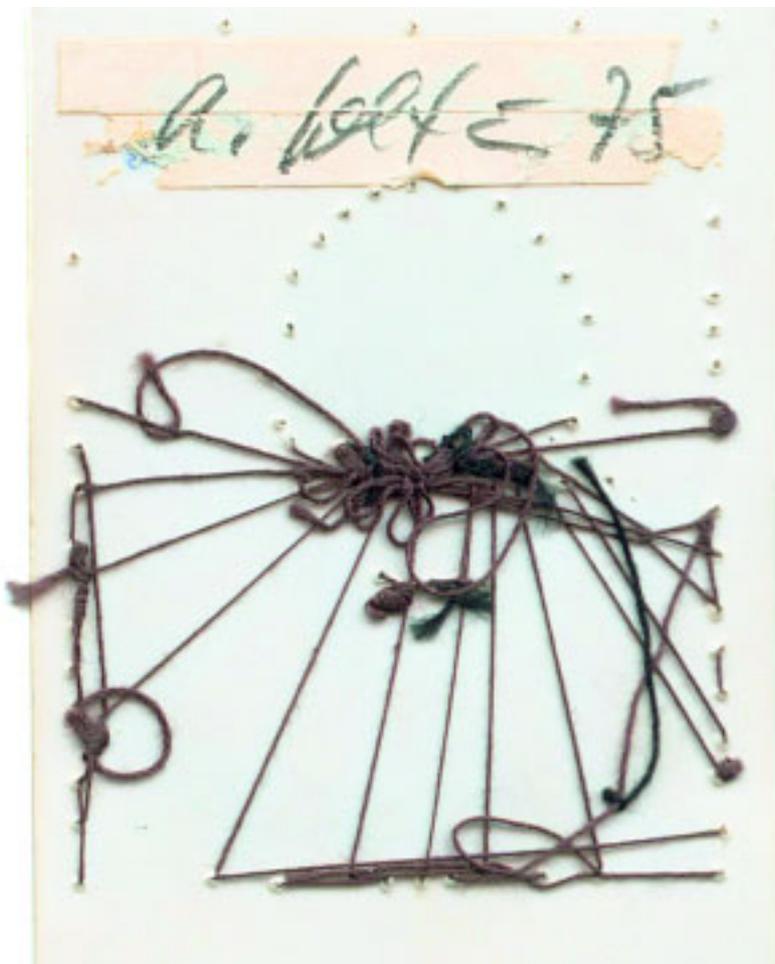
Berufe sind Ausdruck und Produkt gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Über Berufe wird nicht nur Arbeitsteilung institutionalisiert, sondern auch geschlechtsspezifisch organisiert. In dieser Perspektive sind Berufe gleichermaßen Integrations- wie Ausgrenzungsmedien, die dazu beitragen, Frauen und Männer in unterschiedlicher Weise in den Arbeitsmarkt einzubinden.

Die Geschichte der Pilotinnen, Beispiel einer geschlechtskonträren Berufswahl, zeigt sich als Geschichte einer systematischen, wenngleich widersprüchlichen Ausgrenzung. Ihrer gleichberechtigten Teilhabe sind berufskulturelle Grenzen gesetzt, die es ihnen unmöglich machen, sich in dem Männerberuf adäquat zu integrieren.

Berufswahl – Form kultureller Geschlechtskonstruktion

Eine Vielzahl von Arbeitsmarkt-Studien belegt, dass Frauen bei der Berufswahl, beim Berufseinstieg und auf dem Karriereweg schlechtere Bedingungen vorfinden als ihre männlichen Kollegen (z.B. Nader/Paul 2004; Ochs 2000; Peters/Bensel 2002) und dass „Geschlecht“ auch am Anfang des 21. Jahrhunderts noch ein Kriterium des Ausschlusses wenn nicht vom Erwerbsmarkt insgesamt, so doch von bestimmten berufsfachlichen Bereichen und Positionen sowie von Aufstiegschancen darstellt.“ (Eccard/Paul-Kohlhoff 2003, 153) Die Gründe sind vielfältig und können individuell unterschiedlich sein. Jedoch haben struk-

Bild: Annegret Soltau, Selbst 1975 – back, Fotovernähung, 1975



turelle Faktoren, wie z.B. starr geregelte Hierarchiestufen in Berufen sowie gesellschaftlich verfestigte Rollenvorstellungen einen wesentlichen Anteil daran. Sie tragen dazu bei, dass sich Berufsverläufe mehrheitlich in geschlechtsspezifischer Weise vollziehen. Bei der Berufswahl ist die geschlechtliche Definition von Berufen sehr bedeutsam. Zum einen werden Berufe in Abhängigkeit zu ihrem quantitativen Verhältnis definiert: Bei einem Frauenanteil von weniger als 20 % wird von einem Männerberuf bzw. umgekehrt von einem Frauenberuf gesprochen. Zum anderen werden sie über Berufsinhalte, die geschlechtsstereotyp zugeordnet sind, zu Frauen- oder Männerberufen gemacht. Die Geschlechtsstereotypen wirken dabei als verallgemeinerte strukturierte Cluster von Annahmen über typisch weibliche oder männliche Merkmale und Eigenschaften, die auf berufliche Tätigkeiten übertragen werden. Dem Technikbegriff – als Synonym für Männlichkeit und männliches Agieren – kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu.

Frauen und Männer können sich jeweils leichter für einen geschlechtstypischen Beruf entscheiden, da sie damit die Vorstellung verbinden, dass er mit dem eigenen Geschlechtskonzept besser korrespondiert. So signalisiert Frauen eine Frauenüberzahl, dass der Beruf kompatibel ist zu weiblichen Lebensentwürfen, in denen die Vereinbarkeit des Berufs mit der Zuständigkeit für weitere Lebensbereiche, z.B. Erziehungsaufgaben, kulturell eingelagert ist. Geschlechtsuntypische Berufe finden in den Berufswahlüberlegungen beider Geschlechter von vornherein weniger Berücksichtigung. Diejenigen, die dennoch eine geschlechtskonträre Berufswahl treffen, sind gezwungen, sich entgegen den geschlechtlich fixierten Berufszuordnungen zu verhalten. Sie kommen darüber in eine weit schwierigere Situation sowohl subjektiv im Entscheidungsprozess als auch hinsichtlich der äußeren Bedingungen seiner Realisierung. Dergestalt unterstützt die zweigeschlechtliche Spaltung des Berufsspektrums die Fortführung der Geschlechtsdifferenz.

Pilotin – Eintritt in eine Männerdomäne

Pilotinnen werden bis in die Gegenwart gleichermaßen als Irritation wie Faszinosum betrachtet. Mit der Wahl des Pilotenberufs widersprechen sie den kulturellen Weiblichkeitsvorstellungen, denn durch die ihm eingelagerte symbolhafte Repräsentation männlicher Ideale im Spannungsfeld von Technik, Professionalität, Freiheit und Abenteuer sowie Macht und Verantwortung verkörpert er nahezu archetypisch das tradierte männliche Modell.

Die Arbeit im Flugzeug-Cockpit ist eine Männerdomäne. In Deutschland liegt der Frauenanteil derzeit bei 3 % und stellt damit die historische Höchstmarke dar. Frauen sind im allgemeinen Verständnis schon aufgrund ihrer auf familiäre Verantwortung ausgelegten Lebenskonzepte und „technikfernen“ Haltung als Pilotin kaum vorstellbar. Die Männlichkeitszuschreibungen, die der Pilotenberuf in sich vereint, sind mit traditionellen Weiblichkeitsbildern nur schwer vereinbar. So verfestigten sich in den Entwicklungen der Luftfahrt deutliche Ungleichheitsmuster, die dazu führten, dass Pilotinnen im Verlauf der Geschichte eine marginalisierte Gruppe blieben, die

sich in dem Beruf nur schwer behaupten konnten und zum großen Teil herausgedrängt wurden.

Die beruflichen Orientierungen von Pilotinnen heute stellen sich in den Ergebnissen einer an der TU Darmstadt durchgeführten Untersuchung noch immer als äußerst konflikthaft und ambivalent heraus (Eccard 2004). Viele Pilotinnen bezeichnen ihren Berufsweg als sehr schwierig, was wesentlich von der geschlechtlichen Dissonanzsituation zwischen dem männlichen Beruf und den weiblichen Identitätskonzepten herrührt, die subjektiv, aber auch gegenüber dem sozialen Umfeld, zu Kollisionen führt. Die Unsicherheiten bei der Berufsentscheidung und die Schwellen, mit denen Pilotinnen beim Einstieg in den Beruf konfrontiert sind, werden in ihren umweghaften Berufswahlprozessen und ihrem hohen beruflichen Einstiegsalter sichtbar. Die häufig von mehrfachen Umorientierungen und Brüchen gezeichneten Berufsbiografien deuten darauf hin, dass ihre Berufswahl durch von außen gesetzte, strukturelle Hemmnisse erschwert und von inneren Spannungen begleitet ist. Dies kommt auch in dem hohen Potenzial von Zweifeln an der persönlichen Eignung und Durchsetzungskraft zum Ausdruck.

Nach der Flugausbildung vollzieht sich bei den meisten Pilotinnen der Berufseinstieg eher problematisch. Bei der oft langwierigen Suche des ersten Arbeitsplatzes zeigen sich insofern geschlechtsspezifische Benachteiligungen, als dass Pilotinnen in großen, prestigeträchtigen Luftfahrtunternehmen ungleich schlechtere Chancen haben. Auch die Karriereverläufe vollziehen sich in spezifischer Weise und bestätigen anschaulich das kulturelle Ordnungsprinzip der Geschlechterhierarchie. In scheinbar objektiven Kriterien wie der Vergabe von Aufstiegs Optionen nach Senioritätsprinzip, der Größe des Fluggeräts oder dem Einsatz auf Lang- oder Kurzstrecken, allesamt nicht direkt geschlechtlich konnotierte Kriterien, zeigen sich Diskriminierungsmuster, die innerhalb des Berufsfelds Grenzziehungen nach Geschlecht markieren und die Vormachtstellung des Maskulinen sichern. So arbeiten nur 12 % aller Pilotinnen als Kapitänin.

Umso bemerkenswerter ist, dass die beruflichen Benachteiligungseffekte, die mit Mutterschaft assoziiert werden und in anderen Berufen nachweisbar sind, bei Pilotinnen keine Bestätigung finden. Zumindest bei den Frauen, die als Mütter im Flugzeugcockpit verbleiben, können keine Aufstiegshemmnisse festgestellt werden. Im Gegenteil, sie sind sogar signifikant häufiger auf höheren Dienststrängen vertreten als kinderlose Pilotinnen. Daran wird sichtbar, wie stark die potenziellen Karriere Nachteile Pilotinnen mit Kind herausfordern, diese individuell nicht zu bestätigen, aber auch wie prägend und normierend das männlich dominierte Berufsbild auf sie wirkt und sie unter Druck setzt, dem zu entsprechen. In den privaten Lebenszusammenhängen der Pilotinnen zeigt sich eine extrem hohe Affinität zu gleichberuflichen Partnerschaften. Bei über der Hälfte ist der Partner ebenfalls Pilot. Die Pilotinnen verbinden damit häufig unbewusst die Hoffnung einer Erhöhung ihrer beruflichen Akzeptanz sowie Entschärfung der Vereinbarkeitsproblematik zwischen Beruf- und Privatsphäre. Insgesamt deuten die Ergebnisse auf eine „integrative Desintegration“ der Pilotinnen im Berufsfeld hin. Auf

den ersten Blick erscheint es so, dass sie in der Luftfahrt – haben sie erst einmal die Hürden des beruflichen Einstiegs genommen – gleichberechtigt partizipieren. Die genauere Analyse offenbart jedoch, dass sie stets als „Besondere“ gesetzt sind und sich selbst auch so wahrnehmen. Aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit sind ihrer gleichwertigen Teilhabe kulturelle Grenzen gesetzt, die es ihnen unmöglich machen, sich in dem Beruf nicht nur über ihre Arbeitskraft, sondern als „ganze Person“ zu integrieren.

Fazit

Berufe tragen in sich Deutungsmuster von Geschlecht. Ihre geschlechtliche Zuordnung hat einen entscheidenden Einfluss auf die Berufswahl von Frauen und Männern. Die in Berufsinhalten und -strukturen eingeschriebenen Geschlechtercodes sind soziale Markierungen, die sie als einen weiblichen oder männlichen Handlungsraum ausweisen und dazu führen, dass sich die beruflichen Zugangswege, Erwerbs- und Karriereverläufe von Frauen und Männern – wie an den Pilotinnen deutlich wird – auch in demselben Beruf different gestalten.

Insofern sind Berufe nicht nur Träger von Geschlecht, sondern auch Plattformen, auf denen Geschlechtergrenzen über konkrete und symbolische Akte im Rückgriff auf stereotype Bilder inszeniert und ausgehandelt werden. In dieser Perspektive sind Berufe als Produktionsorte von Geschlecht zu begreifen, die die Einzelnen dazu nötigen, sich bei der Berufswahl mit ihrer Geschlechtsidentität auseinander zu setzen und sich dazu passend oder auch konträr zu verhalten.

Literatur

- Eccard, C. (2004): „Ich bin erst glücklich, wenn ich fliegen kann!“ Berufliche Orientierungen von Pilotinnen. Königstein/Taunus
- Eccard, C./Paul-Kohlhoff, A. (2003) Differenzen der Erwerbsbeteiligung von Frauen in Europa am Beispiel der Länder Deutschland, Finnland, Spanien. In: Goldmann, M. u.a. (Hg.): Gender Mainstreaming und Demographischer Wandel. Dortmund
- Hagengruber, R. (2003): Tradition und Wandel. In: Forschung & Lehre 5/2003, S. 249-251
- Nader, L./Paul, C. (2004): Weibliche Karrieren: Aufsteigen oder Aussteigen. In: Paul-Kohlhoff, A. (Hg.): Berufsbildung und Geschlechterverhältnis. Bielefeld, S. 35-49
- Ochs, C. (2000): Erwerbstätigkeit. In: Klammer, U. u.a. (Hg.): WSI-FrauenDatenReport. Berlin, S. 45-109
- Peters, S./Bensel, N. (Hg.) (2002): Frauen und Männer im Management. Diversity in Diskurs und Praxis. Wiesbaden



Straßenhandel, Geschlecht und Nutzungskonkurrenzen im Straßenraum der Altstadt von Hanoi

Marita Schnepf-Orth

In der Altstadt von Hanoi, einem traditionellen Händler- und Handwerkerstadtteil der Hauptstadt Vietnams, ist das Phänomen zu beobachten, dass sich Aktivitäten des Straßenhandels gegenüber einer zunehmenden Konkurrenz durch Verkehrsnutzungen behaupten können und überwiegend von Frauen ausgeführt werden. Die für den öffentlichen Raum des Stadtgebiets charakteristische kleinräumige Nutzungsmischung beruht auf einem informell eingespielten System der Aneignung knapper Straßenflächen. Um sich den Mustern dieser alltäglichen Aneignungsprozesse des Straßenraums und der Rolle der Geschlechterverhältnisse aus der Fachperspektive der Stadtplanung anzunähern, wurden in Hanoi und weiteren südostasiatischen Städten, Aktivitäten des Straßenhandels und des Personenverkehrs erhoben.

Contested public terrain: street trading and gender roles in Hanoi's Ancient Quarter. *Hanoi's "Ancient Quarter", the historic trading and commercial quarter of Vietnam's capital city, is characterized by a survival of various street trading activities, dominated by women, and competing with expanding traffic flows. The multi-functional use of public spaces is a typical feature of Hanoi's Ancient Quarter, and is based on an informal operating system of appropriation processes which assigns scarce public territories to private utilization within a limited time frame, or accepts overlapping of activities pragmatically. In order to analyse common patterns and gender roles involved, studies were conducted to survey street trading and transport activities from a town planner's perspective in Hanoi and other cities in southeast Asia.*

alle Fotos aus Hanoi
von Marita Schnepf-Orth

Seit 1986 erfolgt in Vietnam eine umfassende wirtschaftliche Systemtransformation (Doi Moi). Dabei hat das Wachstum des privaten Wirtschaftssektors zu einem Wiederaufleben des Einzelhandels und des informellen Kleinhandels insbesondere in den großen Städten geführt. In der Hauptstadt Hanoi konzentrieren sich viele dieser Wirtschaftsaktivitäten im innerstädtischen Altstadtgebiet der „36-Straßen“, dem traditionellen Handwerker und Händlerstadtteil. In nahezu allen engen Straßen des 100 ha großen Altstadtgebiets werden nicht nur die Erdgeschossräume der Straßenrandbebauung gewerblich genutzt, sondern auch die in Gehwege und Fahrbahnen gegliederten Straßenflächen. Handels- und Verkehrsaktivitäten dominieren tagsüber die Nutzungen im Straßenraum, während Reproduktionstätigkeiten der Wohnbevölkerung am frühen Morgen und in den Abendstunden vorherrschen.

Forschungsanlass und -design

Angesichts typischer Nutzungskonkurrenzen um die begrenzten Flächenressourcen des Straßenraums ist zu beobachten, dass der Straßenhandel überwiegend von Frauen betrieben wird und einem starken Verdrängungsdruck durch Verkehrsnutzungen ausgesetzt ist. Auf den ersten Blick ist eine scheinbar ungeordnete kleinräumige Nutzungsmischung im Straßenraum wahrzunehmen. Bei genauerem Hinsehen beruht diese Mischung auf einem pragmatischen, informell eingespielten System der Aneignung, welches öffentliche Territorien, zeitlich befristet, privaten Nutzungsinteressen zuweist oder Nutzungsüberlagerungen toleriert. Um sich der Rolle der Geschlechterverhältnisse in diesen Aneignungsprozessen aus der Fachperspektive der Stadtplanung anzunähern, wurden die Art, Häufigkeit und Verortung von Aktivitäten des Straßenhandels sowie das Verkehrsaufkommen und die Verkehrsmittelwahl des Personenverkehrs erhoben und mit Untersuchungen in indonesischen Städten verglichen (Pattiradjawane/Schnepf-Orth 2001 und 2003). Die folgenden Ausführungen fokussieren auf die Untersuchung der Aktivitäten des Straßenhandels in Hanoi.

Ausgehend von dem Verhaltensobjekt, einem ca. 100m langen Abschnitt der Straße *Pho Hang Buom*, der sich durch die lokaltypische Dichte gewerblicher Einzelhandelsnutzungen, informeller Straßenhandelstätigkeiten und entsprechend hohem Ziel- und Quellverkehr auszeichnet, wurden zur Erhebung der Straßenhandelsaktivitäten:

- Momentaufnahmen der Aktivitäten auf beiden Seiten des Fahrbahnrandes und auf den Gehwegen um 7 Uhr und 10.30 Uhr fotografisch festgehalten sowie
- Zählungen von ‚wandernden‘ StraßenhändlerInnen zu unterschiedlichen Tageszeiten durchgeführt, differenziert nach Geschlecht, Warensortiment und der Art des Warentransports.

Erhebungsergebnisse

Folgende Aktivitäten des Straßenhandels konnten beobachtet werden:

- Einzelhandelsgeschäfte mit ausgelagerten Nutzungen
Etwa die Hälfte der insgesamt 65 vormittags geöffneten Einzelhandelsgeschäfte in dem 100m langen Straßenabschnitt besetzt Gehwegflächen im Übergangsbereich zwischen Gebäude und Bürgersteig für die Ausstellung, den Verkauf und die Lagerung von Waren. Sie markieren ‚ihr‘ Territorium mittels fester oder temporärer Dachüberstände. Die Türen der in der Regel unklimatisierten Verkaufslöcher stehen über die gesamte Ladenfront hinweg offen und lassen die Grenze zwischen Innen- und Außenräumen verschwinden.
- Restaurants mit Straßenverkauf und Sitzplätzen auf den Gehwegen
Die Restaurants unterteilen sich in Suppenrestaurants, Bierrestaurants und Cafés. Die vier Suppenrestaurants und zwei Cafés werden zur Frühstückszeit in Betrieb genommen und stellen ihren Betrieb in der Mittagszeit weitgehend ein. Gekocht wird vorwiegend im Innenraum, jedoch in der Nähe zum weitgeöffneten Eingang. Die beiden Bierrestaurants öffnen erst am späten Vormittag. Dabei erfolgt die Zubereitung der Fleischspeisen auf einem Grill vor der Gaststätte. Der Sitzplatzbereich nimmt in Stoßzeiten die gesamte Gehwegfläche ein.
- Temporäre Verkaufsstände und Garküchen
Temporäre Verkaufsstände werden in der Regel informell von Anwohnern betrieben, die nicht über ein Ladenlokal verfügen. Dazu werden jeden Morgen unmittelbar neben oder vor den Hauseingängen, jedoch nicht vor den Ladenlokalen, Regale, Vitrinen oder Tische mit Hockern aufgebaut. Die Verkaufszeiten variieren je nach Warenangebot. Um 7:00 Uhr morgens werden von insgesamt 32 Verkaufsständen mehr als die Hälfte als Garküchen betrieben. Um 10:30 Uhr überwiegen hingegen Gemischtwarenstände.



Suppenrestaurant (links)
Einzelhändlerin an einem temporären Verkaufsstand

Die Erhebung des in den Momentaufnahmen erfassten Verkaufspersonals und der Klienten zeigt eine hohe Nutzungsdichte der in Handel, Gastronomie und ‚street foods‘ involvierten Personen, die öffentliche Gehwegflächen okkupieren. Frauen sind als Verkaufspersonal im Straßenraum in der Mehrzahl, während Männer nur zeitweise als Klienten der Restaurants und Garküchen in größerer Anzahl in Erscheinung treten.

Verkaufspersonal & Klienten Pho Hang Buom/ Hanoi	7.00 Uhr		Anteil	10.30 Uhr		Anteil
	weibl./männl.	weibl./männl.	Frauen %	weibl./männl.	weibl./männl.	Frauen %
<i>Gemischtwaren und non-food</i>						
- Verkaufspersonal	20	7	74	46	25	65
- Klienten Erwachsene	4	1	80	15	7	68
<i>Gastronomie und ‚street‘ food‘</i>						
- Verkaufspersonal	23	4	85	11	3	79
- Klienten Erwachsene	20	45	31	28	24	54

- ‚Wandernde‘ StraßenhändlerInnen
Über die Verkaufsaktivitäten von Geschäften, Restaurants und temporären Verkaufsständen hinaus nutzen ‚wandernde‘ StraßenhändlerInnen die Straßenflächen als Verkaufsraum. Dieser Erwerbstätigkeit gehen mehrheitlich saisonale Arbeitsmigrantinnen aus dem ländlichen Umland Hanois nach. Abhängig von den angebotenen Waren differieren Einkommen, investierte Arbeitszeit und täglich zurückgelegte Wege (vgl. Nguyen Kim Ha 1999).

In drei Stunden wurden über einen Tag verteilt insgesamt 379 ‚wandernde‘ StraßenhändlerInnen gezählt, darunter 81% Frauen. Dabei variiert der Frauenanteil im Tagesverlauf nur unwesentlich und liegt bei Einbruch der Dunkelheit noch bei 71%. Der Verkauf wird am Fahrbahnrand oder auf den Gehwegen abgewickelt. Frauen dominieren den Verkauf fast aller Warengruppen, mit Ausnahme des Verkaufs von Zeitungen, Zigaretten und Tee. Die Waren werden dabei vorwiegend mit einer Tragestange über der Schulter transportiert, weiterhin zu gleichen Anteilen in Behältern am Körper oder mit dem Fahrrad.

Literatur

- Nguyen Kim Ha (1999): Rural Women's Migration to Hanoi/Vietnam. Thesis (M.Sc.), Asian Institute of Technology Bangkok
- Pattiradjawane, H./ Schnepf-Orth, M. (2001): Genderspezifische Raumeignung öffentlicher Straßenflächen in innerstädtischen Stadterneuerungsgebieten Südostasiens. Beispiele in Hanoi und Jakarta. Forschungsbericht, Fachgebiet Planen und Bauen in außereuropäischen Regionen, TU Darmstadt
- Pattiradjawane, H./ Schnepf-Orth, M. (2003): Gendertypische Aneignung öffentlicher Straßenflächen in Innenstadtgebieten Südostasiens. In: Herbert, G./Stegmann-Meißner, H. (Hrsg.): Frauenforschung im Blick. Dokumentation einer Vortragsreihe des Frauenforschungszentrums Darmstadt 2001-2003. Darmstadt
- Tran Thi van Anh/Le Ngoc Hung (2000): Women and Doi Moi in Vietnam. Hanoi
- Tuyet Duong Thi (2000): Informeller Sektor: Eine Studie über die arbeitenden Migrantinnen im informellen Sektor in Hanoi. Dissertation, Universität Bielefeld

Erklärungsansätze

Der Kleinhandel in Vietnam wird zwar traditionell von Frauen ausgeübt, der hohe Frauenanteil im Straßenhandel in Hanoi ist jedoch mit der Beschäftigungssituation auf dem städtischen Arbeitsmarkt zu begründen. So hat die Umstrukturierung des staatlichen Wirtschaftssektors und die damit verbundene Schließung von Staatsbetrieben zur Entlassung überdurchschnittlich vieler Frauen geführt. Sie suchen vor allem in neu entstandenen Familienbetrieben und im informellen Sektor nach Erwerbsalternativen (vgl. Tran Thi Van Anh/Le Ngoc Hung 2000). Die Ausweitung des informellen städtischen Sektors wurde dabei durch ein allgemein niedriges Einkommensniveau, unsichere Arbeitsverhältnisse und steigende Haushaltsausgaben für ehemals kostenfreie soziale Leistungen forciert. Weiblichen Arbeitsmigrantinnen aus dem ländlichen Umland Hanois steht der Niedriglohnsektor der formellen Wirtschaft offen sowie die Einkommensbeschaffung als Hausangestellte ‚wandernde‘ Straßenhändlerin oder in der Gastronomie (Tuyet Duong Thi 2000). Geschlechterbeziehungen beeinflussen, wer wandert und welche Erwerbstätigkeiten im städtischen Aufnahmekontext ausgeübt werden.

Schlussfolgerungen

Die multifunktionale Nutzung des Straßenraums zu erhalten und zu verbessern scheint in Hanoi aufgrund der gegenwärtigen Einzelhandelsstruktur und der mit dem Straßenraum in enger Verbindung stehenden Wohn- und Arbeitsbereiche geboten. Dabei deutet die weitgehende Duldung des einkommensgenerierenden Straßenhandels auf eine Akzeptanz seitens der politischen Akteure hin. Um die Inanspruchnahme von Straßenflächen für Verkaufsaktivitäten zu sichern oder zu erleichtern, ist etwa die Durchsetzung eines PKW-Verbots im Altstadtgebiet als realistisch einzuschätzen, weil sich erst eine Minderheit der Stadtbewohner ein Auto leisten kann und die Fortbewegung mit dem Auto in den engen Straßen zeitaufwendig ist. Das Blockparken von Zweirädern am Fahrbahnrand könnte die Benutzbarkeit eines Gehwegstreifens für Fußgänger wiederherstellen, vorausgesetzt der Anlieferverkehr wäre zeitlich einzuschränken. Indessen ist eine Absicherung der Aktivitäten ‚wandernder‘ StraßenhändlerInnen durch verkehrsordnende Maßnahmen eher nicht zu bewirken. Ihr Platzbedarf ist zwar gering und kurzzeitig, ihre Anzahl und die von ihnen ausgehenden Störungen des Verkehrsflusses sind jedoch erheblich, so dass es mittelfristig zu einer Verdrängung dieser Form des Straßenhandels kommen wird. Auf welche Nischen der Einkommensbeschaffung die ArbeitsmigrantInnen ausweichen werden, ist nicht vorauszusagen. Angesichts der prognostizierten Wanderungsströme in die Stadt sind jedoch Programme und Maßnahmen zur Verbesserung ihrer städtischen Lebens- und Arbeitsbedingungen dringend erforderlich.



Miep Gies

Bettina Flitners Fotoausstellung „Europäerinnen“

Almut Weinecke-Ludwig

Die Wanderausstellung „Europäerinnen“ von Bettina Flitner porträtiert Frauen, die außerordentliche Beiträge für wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Belange ihres Landes liefern. Das Fachgebiet Entwerfen und Gebäudelehre hat das Ausstellungsprojekt unterstützt. In interdisziplinärer Zusammenarbeit mit dem Fachgebiet Informations- und Kommunikationstechnologie in der Architektur und dem Fachgebiet für Berufspädagogik werden die Ergebnisse in einen virtuellen Raum transponiert: auf einer Website werden die Persönlichkeiten der Frauen in ihren Kontexten und Bezügen wie in ihrer regionalen Einbettung erfahrbar gemacht.

Research and lecture project "European women". In the touring exhibition "European women" by Bettina Flitner women are portrayed, who engage in the economical, political and sociable concerns of their countries. The exhibition was supported by the institute for drafting and building structures. As a extension a virtual space will be designed in cooperation with the architectural institute for information and communication technology and the institute for vocational pedagogy. The aimed website experiences the personalities of the women and their stratified connections as their regional differences.

Alle Fotos: Museum für Kommunikation Berlin, fotografiert von Bettina Flitner



Ausstellungsräume
„Europäerinnen“, Museum
für Kommunikation, Berlin

Die Ausstellung „Europäerinnen“ der Fotokünstlerin Bettina Flitner bildet die Grundlage für eine Reihe von Forschungs- und Studienprojekten, die seit fünf Semestern am Fachgebiet Entwerfen und Gebäudelehre, Fachbereich Architektur der TU Darmstadt bearbeitet werden. Bettina Flitner fotografiert seit fünf Jahren Frauen aus Europa, die mit hohem Einsatz Beiträge für wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Belange ihres Landes liefern. In ihren Reisen durch 17 Länder Europas hat Bettina Flitner „starke“ Frauen aufgespürt und fotografiert: „Als ich vor drei Jahren das Projekt begann, konnte ich nicht ahnen, auf was für ein Abenteuer ich mich einlassen würde. All die starken und mutigen Frauen im Osten, Westen Norden und Süden des Kontinents. All die Lebensgeschichten, die von den alltäglichen Widerständen erzählen. Und von deren Überwindung. All die Kühnheit der Gedanken und der Taten. Das Abenteuer der Frauen in Europa hat gerade erst begonnen.“ (Bettina Flitner in „Europäerinnen – Frauen mit Visionen“.)

Frauen wie Baronessa Teresa Cordopatri, die für ihren Kampf gegen die Mafia ein Leben in ständig bewachter Isolation in Kauf nimmt, oder die niederländische Parlamentsangehörige Ayaan Hirsi Ali, die wegen ihrer Kritik an Frauenbeschneidung, Kopftuchzwang und Zwangsheirat in die Schusslinie muslimischer Fundamentalisten geraten und nach der Ermordung des Filmemachers Theo van Gogh untergetaucht war, sind Teil der insgesamt über 60 Frauen umfassenden Fotodokumentation.

Die so entstandenen Schwarz-Weiss-Portraits und jeweils weitere farbige Aufnahmen, die die Frauen in charakteristischer, oft symbolhafter Umgebung darstellen, sind zusammen mit einem prägnanten Text von Alice Schwarzer Teil einer Wanderausstellung, die seit 2002 durch europäische Städte reist.

In der Vergangenheit waren es bisher in Berlin das Museum für Kommunikation und die französische Botschaft, in Graz die Helmut-List-Halle, in Köln die Art Cologne und in Finnland das Tampere Art Museum. Weitere Ausstellungen sind für das Museum für Kommunikation in Frankfurt, das Stadtmuseum in Ulm, sowie längerfristig für europäische Städte wie Paris und Istanbul geplant.

Wechselwirkung zwischen Konzept und Ort

Für die Art der Darstellung entwickelte Bettina Flitner zusammen mit Prof. Dörte Gatermann, FG Entwerfen und Gebäudelehre, ein flexibles Ausstellungssystem, das es ermöglicht, die Ausstellung mit gerin-

gem konstruktivem Aufwand in jeden neuen Ausstellungsort zu integrieren.

Bei einer Wanderausstellung werden mit jedem neuen Standort neue Anforderungen an die räumliche Inszenierung der Exponate gestellt. Durch die Vergleichbarkeit der Ausstellungen in unterschiedlichen Räumen, jedoch mit immer gleich bleibenden Exponaten lassen sich Themen der Gebäudelehre in kompakter Form herausarbeiten.

Im Fachgebiet Entwerfen und Gebäudelehre wird deshalb seit 5 Semestern die Ausstellung thematisch begleitet und unterstützt. In Workshops und Seminaren wurden Themen zur Ausstellungsarchitektur behandelt. In Entwürfen wurde das „Ideale Ausstellungsgebäude“ für die „Europäerinnen“ gesucht.

Um die Arbeitsergebnisse typologisch einordnen zu können, wurden im Wintersemester 2004/2005 die bisherigen Ausstellungen systematisch nach architektonischen Kriterien analysiert: Wege- und Lichtführung, Raum- und Teilraum, Proportionen und Material wurden dokumentiert und verglichen. Hängen die Fototransparente dicht zusammen oder einzeln im Raum verteilt? Sind sie über Kopf oder in Sichthöhe, streng nebeneinander oder spielerisch auf der Fläche angeordnet? Wird eine große Distanz zwischen Exponat und BetrachterIn aufgebaut oder kann man Details aus nächster Nähe betrachten?

Wirkung auf die BetrachterIn

Das Ergebnis der Analysen bekräftigte die Aussage, dass der umgebende Raum die Wirkung der Ausstellung beeinflusst, und umgekehrt das räumliche Ausstellungskonzept die architektonischen Kriterien des Raumes veränderte. Es wurden Parameter erarbeitet, nach denen die unterschiedliche Positionierung im Raum einzelne Teile der Ausstellung bei den Besuchern mehr oder weniger einprägsam wirken ließen.

Das Kriterium der subjektiven Wahrnehmung führte zu neuen Fragestellungen, die die inhaltliche Aussage der Ausstellung wieder stärker in den Mittelpunkt rückte:

In welche Richtung würde die BenutzerIn weiter recherchieren, wenn es die Möglichkeit dazu gäbe? Gibt es regionale/kulturelle Unterschiede in den Interessen der BesucherInnen, abhängig von dem Land, in dem die Ausstellung stattfindet? Lassen sich hier sogar Rückschlüsse auf die jeweilige gesellschaftliche Stellung der Frau schließen?

Virtueller Raum

Diese Fragen gaben den Anstoß für das folgende, gegenwärtig laufende Studienprojekt am FG Entwerfen und Gebäudelehre (Prof. Dörte Gatermann, Dipl. Ing. Almut Weinecke-Ludwig):

In Zusammenarbeit mit dem Fachgebiet für Informationstechnologie in der Architektur – IKA (Prof. Manfred Koob, Dipl. Ing. Nicole Martin) und mit Unterstützung von Frau Prof. Dr. A. Paul-Kohlhoff, Institut für Berufspädagogik, im Fachbereich Humanwissenschaften an der TUD arbeiten Studierende an einer Erweiterung der Ausstellung in den virtuellen Raum. Durch die gedankliche Loslösung vom gebauten und damit endlichen realen Raum eröffnet sich ein zunächst unbegrenztes Spektrum weiterer Vertiefungsmöglichkeiten. Im ständigen Austausch mit Bet-

tina Flitner wurden drei Themenschwerpunkte herausgefiltert, die für die Konzeption der Website „Europäerinnen“ weiter beleuchtet werden:

Das Medium Internet bietet die Möglichkeit, die in der Ausstellung dargestellten Frauen von verschiedenen Standpunkten heraus zu erfassen und mehr Informationen zu erhalten. Um der Gefahr der Beliebigkeit eines Lexikons durch die unbegrenzt und ungefiltert verfügbaren Informationen im world wide web entgegenzutreten, war es zunächst die Aufgabe der Studierenden, das Angebot sinnvoll einzugrenzen und eine Themenauswahl anzubieten, die dem inhaltlichen Konzept der jeweiligen Website entspricht.

Das Medium Internet erlaubt außerdem auch die Überlagerung einzelner Informationsebenen: Losgelöste Daten oder Fakten lassen sich beispielsweise in Raum und Zeit miteinander in Beziehung setzen. Richtungsweisende Ereignisse im Leben einer dargestellten Frau können mit politischen Ereignissen der entsprechenden Zeitepoche in Beziehung gesetzt werden. Es bestehen Beziehungsverflechtungen, die es der NutzerIn erlauben, größere oder unerwartete Zusammenhänge zu erkennen oder auch neu zu bilden. Aufgabe an die Studierenden ist es hier, eine Struktur zu entwickeln, die die Überlagerung von Informationen möglich macht und Verknüpfungen visualisiert.

Im gleichen Maße, wie Informationen und Zusammenhänge aus der virtuellen Ausstellung von der NutzerIn entnommen werden können, ermöglicht das Medium Internet aber auch, Erkenntnisse über unterschiedliche Nutzerverhalten heraus zu filtern. Wo lag das Hauptinteresse der NutzerIn? Welcher Informationsweg wurde genommen, welche Zusammenhänge haben sich gebildet? Hier besteht die Aufgabe in der Visualisierung des so entstandenen Informationsweges, der möglicherweise auch den Zustand der Website im Sinne einer Interaktion zwischen Medium und Nutzer verändert.

Zwischenbilanz

Das Thema, eine künstlerisch hoch anspruchsvolle räumliche Ausstellung im Netz virtuell zu erweitern, erfordert von allen Projektbeteiligten ein Höchstmaß an inhaltlicher und kreativer Auseinandersetzung mit der Komplexität der gestellten Aufgabe.

Gleichzeitig zeigt die Beschäftigung mit dem Thema, dass die Umsetzung abstrakter Zusammenhänge im Netz ein noch wenig erforschtes Gebiet darstellt, dessen vielfältige Möglichkeiten bisher nur sehr begrenzt eingesetzt wurden. Bei der Recherche hat sich herausgestellt, dass bisherige als „Virtuelle Museen“ bezeichnete Websites nicht über das Aufzählen von Exponaten hinausgehen und weit hinter den Möglichkeiten, die der virtuelle Raum bietet, zurückbleiben. Es gilt, neben der informatorischen Funktion, die künstlerische Aussage der Ausstellung mit ihren vielschichtigen Beziehungsebenen adäquat virtuell umzusetzen, aber gleichzeitig den unbedingt notwendigen Freiraum für eigene Assoziationen und Bilder offen zu lassen.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Informatikern, Architekten unterschiedlicher Ausrichtung und Pädagogen hat hier einen wesentlichen Beitrag zum hohen Niveau der Arbeiten geleistet: In Diskussionen wurden Aspekte herausgearbeitet und schrittweise

präzisiert, weitere Wege der Zusammenarbeit in Hinblick auf Forschungsprojekte angedacht.

Die virtuelle Ausstellungserweiterung soll als Testlauf zur Ausstellung „Europäerinnen“ ab 21.09.05 im Museum für Kommunikation, Frankfurt am Main, eingesetzt werden.

Ausblick

Nicht nur die künstlerische Ebene der Ausstellung zeigt Wege zum Weiterdenken auf. Inhaltlich bietet hier die Untersuchung der Ergebnisse aus dem unterschiedlichen Nutzerverhalten der BesucherInnen der Ausstellung vielfältige Ansätze für weitere Untersuchungen:

Es ist geplant, die verschiedenen Informationswege im Sinne einer neu zu entwickelnden Methode der Museumsevaluation zu erfassen und zu analysieren. Gibt es Unterschiede in der Benutzung der Website zwischen Männern und Frauen? Werden in Frankfurt, Tampere oder Istanbul verschiedene Informationsebenen zu den einzelnen Frauen abgefragt und entstehen unterschiedliche Verknüpfungen? Können bei einer entsprechenden Weiterentwicklung der Website Erkenntnisse über die gesellschaftliche Stellung der Frau in der jeweiligen Region gewonnen werden?

Bei allen Forschungs- und Studienarbeiten, die im Zusammenhang mit der Ausstellung „Europäerinnen“ bisher entstanden sind, gilt unser besonderer Dank der Künstlerin Bettina Flitner, die durch ihre Offenheit gegenüber neuen Gedanken immer auch Interpretationen ihrer eigenen künstlerischen Arbeit durch andere zulässt und damit den Weg für Weiterentwicklungen und Innovation ermöglicht.

Ayaan Hirsi Ali, Politikerin





Selbstorganisationen von Migrantinnen – eine paradoxe Intervention in Dominanzverhältnisse

Patricia Latorre Pallares/Olga Zitzelsberger

Zur Normalität jedes Einwanderungsprozesses gehört die Bildung von MigrantInnen-Communities und ihrer Selbstorganisationen. In den letzten Jahren nehmen Gründungen eigenständiger Frauengruppen und -vereine zu, damit schaffen sich Migrantinnen, die Dominanzstrukturen ausgesetzt sind, ihre eigenen Entwicklungsmöglichkeiten zu Partizipation und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen. Das Ziel der Erforschung von Selbstorganisationen von Migrantinnen als paradoxe Intervention in Dominanzverhältnisse besteht darin, Beratungs- und Professionalisierungskonzepte zu entwickeln.

***Self-organization of women from ethnic minorities – a paradoxical intervention in dominance relations.** In each immigration process ethnic minorities normally build migrant-communities and organize themselves. During the last years an increase in activities took place especially of women in associations and self-organizations. This way, women from ethnic minorities, who are exposed to patriarchal mainstream structures, develop possibilities for equal participation of mainstream society resources. The target of the research about self-organizations of women from ethnic minorities as a paradoxical intervention in dominance relations is, to create concepts for advice- and professional development.*

In Darmstadt haben sich im Laufe der letzten ca. zehn Jahre zahlreiche ethnische Frauenvereine gegründet. Diese Selbstorganisationen bieten den Migrantinnen neben der Möglichkeit des ungezwungenen Beisammenseins, des Erfahrungsaustauschs und der gegenseitigen Unterstützung ein breites Spektrum von Dienstleistungen an, die auf große Resonanz bei den Frauen stoßen: Deutsch-, Alphabetisierungs-, Computer- und Buchhaltungskurse, Bewerbungstrainings sowie Informationsveranstaltungen zu Themen wie Schulsystem, Berufsausbildung, Erziehung und Gesundheit.

Angesichts dieser Entwicklung stellen sich Fragen: Aus welchen Gründen nehmen viele Migrantinnen weder die Dienstleistungen der Institutionen der Mehrheitsgesellschaft noch die Angebote der gemischtgeschlechtlichen ethnischen Selbstorganisationen in Anspruch? Welche Potentiale und Eigenressourcen erschließen sich in diesen geschlechtshomogenen ethnischen Selbstorganisationen? Wie kommen sie darin zum Tragen und wie können sie gefördert werden?

Dies sind die zentralen Fragen eines Forschungsprojekts, das an der TU Darmstadt angesiedelt ist und den Titel „Selbstorganisationen von Migrantinnen – ihre Bedeutung für Partizipation in der Einwanderungsgesellschaft“ trägt. Das Projekt ist empirisch angelegt, auf den Raum Darmstadt beschränkt und eingebettet in den theoretischen Rahmen der Migrations- und Genderforschung.

Selbstorganisationen von MigrantInnen werden in der Migrationsforschung als ein Strukturelement von MigrantInnen-Communities angesehen (vgl. Heckmann 1992). MigrantInnen-Communities gehören zur Normalität jedes Einwanderungsprozesses; sie unterstützen neu als auch bereits länger Eingewanderte, indem sie Schwierigkeiten, die mit dem Prozess der Einwanderung verbunden sind, bewältigen helfen und damit den Anpassungsdruck vermindern. Sie artikulieren und vertreten die Interessen ihrer Mitglieder gegenüber der Mehrheitsgesellschaft. Sie sind Anlaufstelle für diejenigen, die Exklusionsmechanismen und Diskriminierungen ausgesetzt sind. MigrantInnen-Communities haben nicht zuletzt auch die Funktion einer kulturspezifisch sozialisierenden Instanz, d.h. sie vermitteln Werte, Normen, Verhaltensweisen und eine Identität, die auf dem Glauben an eine gemeinsame Herkunft, Geschichte und Sprache aufbaut (Latorre 2003). Dabei unterscheiden sich die Selbstorganisationen der MigrantInnen sowohl nach Migrationsursache, Herkunft, Schicht, Glauben als auch in ihren Selbstdefinitionen und Aktivitätsschwerpunkten. Trotz dieser Unterschiedlichkeit übernehmen sie alle Kommunikations-, Informations-, Orientierungs-, Beratungs- und Schutzfunktionen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft. Sie sind Selbsthilfenetze und Interessenvertretung in den Kommunen.

In der Migrationsforschung hat in den letzten Jahren eine Ausweitung des Forschungsinteresses in Bezug auf die Selbstorganisationen von MigrantInnen stattgefunden. Sowohl die Einnahme einer europaweiten Perspektive als auch die Zunahme umfassend angelegter Analysen verweisen darauf, dass den MigrantInnenvereinen eine immer größere Bedeutung zugesprochen wird. In dieser noch unverbundenen For-

schungssituation ist das explorative Interesse sowie der deskriptive Ansatz bis in die Gegenwart weitgehend konstant geblieben. Es geht vor allem darum, die Komplexität des Gegenstandes darzustellen und erste Ansatzpunkte für dessen systematische Aufarbeitung zu entwickeln.

Dabei findet eine dichotome Diskussion um die integrative bzw. segregative Funktion der Selbstorganisationen von MigrantInnen statt. Auf der einen Seite wird die These vertreten, dass Mitgliedschaft in ethnischen Vereinen zu einer Abtrennung von der deutschen Gesellschaft führt und dadurch begonnene oder bereits vollzogene Assimilationsprozesse umgekehrt werden. Die GegnerInnen dieser Position betonen die integrative Bedeutung der Community und deren stabilisierende Wirkung auf ihre Mitglieder. Vereinzelt sind auch Zwischenpositionen zu finden, die auf die ambivalente Bedeutung ethnischer Community-Bildung für Migrantinnen und Migranten hinweisen. (vgl. Lehmann 2001, Fijalkowski/Gillmeister 1997). Ein weiterer kritischer Punkt neben dem Problem der Dichotomisierung besteht in der Konzentration auf die nationale Zugehörigkeit, wodurch andere, Exklusionsmechanismen begründende Dimensionen wie Schicht und Gender überdeckt werden; während der Aspekt der Schichtzugehörigkeit teilweise in Analysen von MigrantInnenvereinen berücksichtigt wird, findet der Gender-Aspekt bislang nahezu keinen Eingang.

Durch die Setzung von „Geschlecht“ als Auswahlkriterium für die Teilhabe an Gruppen werden Frauen Freiräume eröffnet, die es ihnen ermöglichen ihre Themen, Interessen, Vorlieben und Strategien zu zulassen und einzufordern. „Damit sie [die Frauen, O.Z.] erstklassig behandelt werden, müssen sie nach den Bedingungen der patriarchal existierenden Gesellschaft separate, unmittelbare freie Institutionen zur Verfügung haben, in denen sie sich frei von Geschlechterhierarchien entwickeln können: nach ihren Bedürfnissen und in der ganzen Breite ihrer Bildungsmöglichkeiten und zu ihren Bedingungen.“ (Schlüter 1992, 334).

Frauengruppen ermöglichen eine Selbstverortung innerhalb gesellschaftlicher Organisationsstrukturen ohne Rücksicht auf die Einbindung in geschlechtskonforme Rollenerwartungen und Ordnungssysteme. Daraus resultierten Ambitionen bezüglich gleichberechtigter Partizipation und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen und Entfaltungsmöglichkeiten. Solange in der Gesellschaft Machtverhältnisse herrschen, in denen Geschlecht als Platzanweiser fungiert, erscheint es folgerichtig, einen Ort zu institutionalisieren, an dem diese Verhältnisse in ihrer Wirkmächtigkeit abgemildert sind. Frauengruppen und -vereine waren und sind ein möglicher Ort.

Zahlreiche Fraueneinrichtungen können heute auf eine jahrzehntelange Geschichte zurückblicken. Jedoch fanden Migrantinnen keinen bzw. wenig Zugang zu diesen Einrichtungen. Als heimliches Kriterium für den Zugang zu Gruppen, Räumen und Ressourcen wird weithin die deutsche Nationalität und Kultur angenommen bzw. nicht nur von den Migrantinnen erlebt. Migrantinnen bevorzugten daher lange Zeit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft die geschlechtlich-gemischten Vereinigungen der MigrantInnen-Communities.

Zögerlich und nur unzureichend wird die Separierung der Migrantinnen in die feministische Theoriebildung aufgenommen. Ethnie, Nationalität, Rassismus und Hautfarbe finden nur allmählich Aufnahme in die Differenzbestimmungen von Gender. Diese Neubestimmung ermöglichte und nötigte zu einer Dynamisierung der Kategorie; Gender ist eingebunden in soziale Relationen und Herrschaftsverhältnisse und entsprechend im größeren Zusammenhang von gesamtgesellschaftlichen Prozessen zu denken. Die Erkenntnisse der Forschungen zu monogeschlechtlichen Einrichtungen als paradoxe Interventionen (vgl. Zitzelsberger 2000) sind entsprechend in die Erforschung der Selbstorganisationen von Migrantinnen einzubeziehen.

Während in der Migrationsforschung noch über die integrative bzw. segregative Wirkung von Selbstorganisationen gestritten wird, werden im migrationspolitischen Diskurs verstärkt Förderungsmöglichkeiten dieser Strukturen thematisiert, um mit Hilfe der Selbstorganisationen die Partizipation von MigrantInnen in den verschiedenen Bereichen der Einwanderungsgesellschaft zu fördern. Eine Untersuchung des Landesentrums für Zuwanderung in NRW unter Selbstorganisationen von MigrantInnen (vgl. Ministerium für Arbeit und Soziales, NRW, 1999) beispielsweise hat einen hohen Qualifizierungs- und Professionalisierungsbedarf in verschiedenen Arbeitsbereichen festgestellt und empfiehlt eine stärkere qualitative Förderung: „Fast noch wichtiger als die unmittelbare finanzielle Förderung der Gruppen selbst (ist) die Qualifizierung ihrer Mitglieder im Sinne einer spezifischen, angepassten Organisationsberatung“ (Sharma zit. nach Jungk 2003, 3).

Die Notwendigkeit der Professionalisierung der Selbstorganisationen von Zugewanderten gilt umso mehr als die Migrantinnen gesellschaftlichen Exklusionsmechanismen aufgrund ethnischer Zugehörigkeit und Geschlechtszuweisungen besonders ausgesetzt sind. Insofern stellen die Selbstorganisationen Versuche dar, diese Strukturen zu durchbrechen und Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen zu gewinnen. Bestätigung erfährt dieser Ansatz in anderen europäischen Einwanderungsländern, in denen – wie z.B. in Großbritannien – Selbstorganisationen von Migrantinnen schon seit geraumer Zeit professionell arbeiten und dadurch zur Stärkung der Minderheiten sowie zur Durchsetzung und Artikulation „migrantinnenspezifischer“ Interessen beitragen.

Literatur

- Jungk, Sabine (2002): Die zivilgesellschaftliche Rolle von Migrantennorganisationen stärken. Ein Pilotprojekt des LzZ zur Qualifizierung von Nachwuchskräften in Migrantenselbstorganisationen. In: www.lzz-nrw/wei/wei_pro.html, Zugriff am 15.01.2003
- Fijalkowski, Jürgen / Gillmeister, Helmut (1997): Ausländervereine – ein Forschungsbericht. Über die Funktion von Eigenorganisationen für die Integration heterogener Zuwanderer in eine Aufnahmegesellschaft – am Beispiel Berlins. Berlin (Völkervielfalt und Minderheitenrechte in Europa)
- Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen. Stuttgart
- Interkulturelles Büro der Stadt Darmstadt / Ausländerbeirat (Hg.) (2002): „Interkulturelle Wege durch Darmstadt“. Darmstadt
- Latorre, Patricia (2003): Migrant-Communities zwischen Ethnisierung und Transnationalisierung. In: Ute Hoffmann (Hrsg.): Reflexionen der kulturellen Globalisierung. Interkulturelle Begegnungen und ihre Folgen. Dokumentation des Kolloquiums „Identität – Alterität – Interkulturalität. Kultur und Globalisierung“ am 26./27. Mai 2003 in Darmstadt. Discussion Paper des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung. Berlin. S. 46-58

Die empirische Forschung

Auf der Grundlage quantitativer Daten (Vollerhebung aller ca. 110 MigrantInnenvereine in Darmstadt durch standardisierten Fragebogen) und mit Hilfe qualitativer Forschungsmethoden (explorative und leitfadengestützte ExpertInneninterviews, Einzel- und Gruppenintensivinterviews; teilnehmende Beobachtung; Studium des „Vereinsarchivs“) werden Antworten auf folgende Fragen gesucht:

1. Welche Bedeutung kommt Frauen und ihren Belangen in Vereinen zu, die weder explizite frauenspezifische Angebote noch Frauengruppen haben? Ist diese Bedeutung in der Praxis der Vereine erkennbar?
2. Worin bestehen die frauenspezifischen Angebote bei Vereinen, die entsprechende Angebote bzw. Frauengruppen haben? Hier ist insbesondere danach zu fragen, wer den Bedarf definiert, welche Frauen angesprochen werden und wer das Angebot gestaltet und durchführt.
3. Worin unterscheiden sich Angebote und Zielsetzungen von Frauenvereinen im Vergleich zu den anderen Vereinen? Welche Ziele verfolgen Frauenvereine? Was kann realisiert werden? Welche Barrieren sind zu überwinden, bzw. woran scheitern die Frauenvereine?

Ausblick

Auf der Grundlage dieser Untersuchung und der Berücksichtigung des aktuellen nationalen und internationalen Diskurses der Migrations- und Genderforschung bietet sich die Möglichkeit für Darmstadt bzw. für das Rhein-Main-Gebiet, gemeinsam mit den Migrantinnen nachhaltige Entwicklungskonzepte für ihre Organisationen zu erstellen, die eine verstärkte Partizipation der Migrantinnen in der Mehrheitsgesellschaft und Teilhabe an deren Ressourcen zum Ziel haben.

- Lehmann, Karsten (2000): Vereine als Medium der Integration. Zu Entwicklung und Strukturwandel von Migrantennvereinen. Berlin 2001 (Reihe Völkervielfalt und Minderheitenrechte in Europa, Bd.7)
- Ministerium für Arbeit, Soziales, Stadtentwicklung, Kultur und Sport NRW (Hg.) (1999): Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW. Wissenschaftliche Bestandsaufnahme. Düsseldorf
- Schlüter, Anne (1992): Eine Universität nur für Frauen. In: Schlüter (Hg.), Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler
- Zitzelsberger, Olga (2001): Zur Janusköpfigkeit von Edukation. Ingenieurstudentinnen in mono- und koedukativer Bildung. Eine vergleichende Analyse an der EPF (bis 1994 École Polytechnique Féminine). Frankfurt.



Ritula Fränkel „A. Walder“ (2005); Serie: Aus den Kolonien, Deutsch-Südwestafrika, 1882

Randbewegungen – postkoloniale Lernprozesse in der Frauen- und Geschlechterforschung

Astrid Messerschmidt

Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse als postkoloniale zu beschreiben, wendet sich gegen das Vergessen der Voraussetzungen, die zur Globalisierung geführt haben: Geschichten einer globalisierten Kultur, die eine hegemoniale Form angenommen hat. In der deutschsprachigen Geschlechterforschung stellt Postkolonialität als Analysekategorie die Ordnung von Rand und Mitte in Frage. Skizziert werden Einsprüche gegen hegemoniale Strukturen und Marginalisierungspraktiken innerhalb der Geschlechterforschung. Wie verändert sich eine solidarische Praxis, wenn globale Ungleichheiten sichtbar gemacht werden?

Postcolonial learning processes in feminist research. *The postcolonial approach in cultural and social studies is challenging our reflection on the preconditions of the contemporary global culture, which has become a hegemonic concept by neglecting the effects of colonial structures after the historical period of colonialism. In the german feminist research postcolonial theories and concepts are questioning this matrix of representation feminism as a discourse within a colonial heritage. A process is initiated for redefining solidarity under circumstances of global inequality.*

Ritula Fränkel „Meisterinnenerzählungen“, 2005; Serie: Aus den Kolonien, Deutsch-Südwestafrika, 1882



MEISTERINNENERZÄHLUNGEN

Wessen Feminismus?

Wer für Frauenrechte und Gleichheit und für die Sichtbarkeit der Frauengeschichte eingetreten ist, konnte sich lange ziemlich sicher sein, auf der richtigen Seite zu stehen. Auf dieser Seite aber ist es ungemütlicher geworden, als nicht mehr nur die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, sondern jene unter den Frauen selbst auf die Tagesordnung der Frauen- und Geschlechterforschung gesetzt worden sind. Die Kategorie „Frau“ gerät ins Wanken und stellt sich als vielfach in sich gebrochene dar, weil mehrere Herrschaftsachsen durch sie hindurch laufen. Wer argumentiert aus welchem gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Zusammenhang? Wie sind Geschlechter in einem Geflecht von Herrschafts- und Dominanzbeziehungen verortet? Geschlechterpositionen sind als relationale in einem Beziehungsgeflecht unterschiedlicher Identifizierungskategorien erkennbar zu machen. Die unhinterfragt universalistisch verstandene Kategorie Frau bezeichnet Marie Luise Angerer als eine „Meisterinnenerzählung“, die es auf der Folie der Differenz zu kritisieren gilt. Der Fokus verlagert sich vom Begriff „Frauen“ als Anzeichen gemeinsam erfahrener Unterdrückung auf die Differenz zwischen Frauen und somit auf die „Relationalität geschlechtlicher Positionen“ (Angerer 1995, S. 25). Damit wird die „ahistorische Kategorie Frau“ verworfen (Gutiérrez-Rodríguez 1996, S. 169). Wie Trinh T. Minhha sagt, muss der Feminismus seine eigene Identität in Frage stellen (vgl. Trinh 1995, S. 33). Das Bild von sich selbst zu ändern, ist eine Voraussetzung, um das Bild der Anderen, der Fremden zu hinterfragen und auf seine Projektionen hin zu untersuchen. Wie werden dabei Rand und Mitte festgelegt und verschoben? Wenn feministische Bewegungen zu einer Dezentrierung der hegemonial-männlichen und zugleich geschlechtslosen wissenschaftlichen Sichtweise geführt haben, so sind sie umso mehr herausgefordert, sich selbst zu dezentrieren.

Wer spricht – und für wen?

Der Prozess der selbstkritischen Dezentrierung verläuft diskontinuierlich. Während der Universalitätsanspruch nach innen aufgebrochen wird, verlagert man das Zentrum nach außen – die Figur der „anderen Frau“ taucht auf – und gemeint sind hier die „Dritte-Welt-Frauen“. Sie werden zu Informantinnen eines

nach wie vor hegemonialen Feminismus, der sich nun mit den Themen der „Fremden“ ausstattet und meint, für diese sprechen zu können (vgl. Aithal 2004, S. 69). Ein Diskurs über die „Frauen der Welt“ entsteht. Dabei reden kaum diejenigen mit, die „aus der Welt“ migriert sind in die privilegierten Zonen. Genau wie die Frau der ehemals so genannten „Dritten Welt“ – eines globalisierten Südens, auf den kein Name mehr passt – soll die Migrantin lediglich über sich selbst sprechen, als „Betroffene“, nicht aber als Expertin und auf Augenhöhe.

Unter welchen Bedingungen kann überhaupt gesprochen werden? Wenn der Raum des Wissens kolonial strukturiert ist, haben kolonisierte Andere wenige Möglichkeiten der Artikulation. Sie sind von vornherein durch koloniale Herrschaftsbeziehungen repräsentiert (vgl. Schirilla 2003, S. 163). Genau diese fatale Repräsentationsstruktur ist ausgedrückt in der Bezeichnung der „Subalternen“. Die subalterne Frau ist die anders Gemachte und zugleich Untergeordnete, der keine Handlungsfähigkeit zukommt. Mit dieser Bezeichnung wird sie sichtbar, doch wird wieder über sie gesprochen. Das subalterne Subjekt hat keine Stimme und der Versuch, ihm diese zuzusprechen, weil für es gesprochen wird, perpetuiert die Herrschaftsverhältnisse (vgl. ebd., S. 169).

Postkolonialität

Postkoloniale Kritik meint nicht etwas Vergangenes, sondern markiert die Gegenwärtigkeit der kolonialen Erfahrung. Das Postkoloniale bildet eine „politisch motivierte Analysekategorie der historischen, politischen, kulturellen und diskursiven Aspekte des *unabgeschlossenen Kolonialdiskurses*“ (Ha 2004, S. 95, Hervorh. im Original). Aufgenommen wird darin das Krisenhafte der Prozesse von Dekolonisation und Unabhängigkeit, das Problem der Wiederkehr kolonialer Muster nach dem Ende der Kolonialzeit. Postkoloniale Kritik nimmt deshalb insbesondere in den Blick, wie im Prozess der Befreiung koloniale Praktiken reaktiviert worden sind und geht von einer dialektischen Struktur kolonialer Macht aus. Die koloniale Verstrickung ist widersprüchlich. Sie enthält die Identifikation der Kolonisierten mit den Kolonisatoren und umgekehrt die Abhängigkeit der Kolonisatoren von den Kolonisierten. Die koloniale Eroberung hat all die Effekte hergebracht, die durch Kolonien

Ritula Fränkel „Gegenbild“, 2005; Serie: Aus den Kolonien, Deutsch-Südwestafrika, 1882



GEGENBILD



eigentlich verhindert werden sollten – die Präsenz der Kolonisierten in den Metropolen der Länder, deren Reichtum auf der kolonialen Eroberung beruht. Koloniale Praktiken setzen sich immer der Gefahr des Anderen aus und erzeugen genau die Unreinheit, die sie durch den ihnen inhärenten Rassismus unbedingt verhindern wollen.

Globalisierte Geschlechterverhältnisse

Gegenwärtig reproduziert sich die globale Arbeitsteilung in einer postkolonialen Struktur. Es handelt sich also nicht um koloniale Verhältnisse von Eroberten und Eroberern, sondern um die Zwangsmechanismen eines globalisierten Kapitalismus, der Arbeitsmigrationen in großem Ausmaß erzeugt. Dabei werden Geschlechterverhältnisse restrukturiert. Aus wirtschaftlichen Notlagen heraus suchen vor allem Frauen aus Osteuropa und Asien Arbeit in den globalen Dienstleistungsbranchen Europas, und zwar genau in jenen Tätigkeitsfeldern, die traditionell weiblich konnotiert sind: Haushalt und Pflege. Privilegiertere Frauen in den Einwanderungsländern, die zumeist einheimische sind, können mit diesem Personal ihren emanzipierten Status absichern. Betreuungstätigkeiten und Haushaltsaktivitäten werden den eingewanderten und teilweise auch illegalisierten Dienstbotinnen übertragen, die noch dazu recht preiswert sind. Das ermöglicht zugleich, die Fortschrittlichkeit der westlichen Geschlechterordnung zu demonstrieren. Frauen machen Karriere genau wie die Männer. Ein Grundmuster kolonialer Praxis kommt hier zum Ausdruck: die Vorstellung, die „Anderen“ seien dazu da, „uns“ zu dienen. Aneignung und Verwertung der Anderen werden selbstverständlich beansprucht und durch die Ausländergesetzgebung noch begünstigt, die eine Etablierung der global flexibilisierten Arbeiterinnen erschwert.

Als Gegenbild zum Selbstentwurf der emanzipierten etablierten Frauen dient die traditionelle islamische Frau, die türkische Migrantin, die hierzulande den Platz der sprachlosen Subalternen einnimmt. Sie gilt als rückständig und unterwürfig und gibt so eine passende Projektionsfläche ab für das, was die Emanzipierte hinter sich gelassen hat. Diese kann sich nun darüber empören und zur Befreiung auch dieser „anderen Frau“ aufrufen, deren nicht artikulierte Stimme sie damit übertönt und auch dann übertönen wird, wenn sie sie als authentische Stimme einer Erfahrung zu hören beansprucht. Es zeichnet sich hier ein postkoloniales Muster ab: Im Kolonialismus fungierten die kolonisierten Schwarzen als Gegenbild des europäischen Selbst, das sich durch die Abwertung der „Wilden“ und „Unzivilisierten“ erst als Subjekt behaupten konnte (vgl. Schirilla 2003, S. 74).

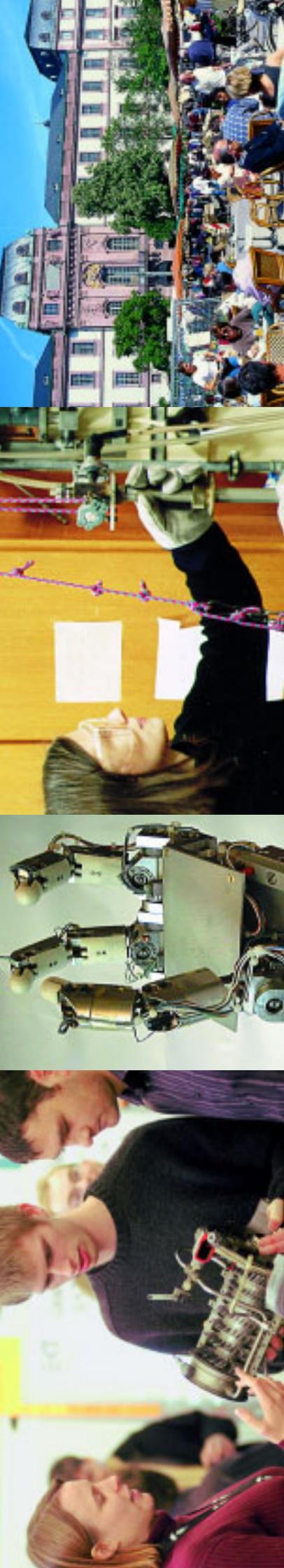
Postkoloniale Lernprozesse

Lernprozesse können auf dem Hintergrund der erinnerten Kolonialgeschichte und der Erfahrung postkolonialer Identitäten nur aus der Reflexion der Verstrickung in die kolonialen Muster in Bewegung kommen. Das meint zunächst, aus der kolonialen Amnesie zu lernen, aus der Verdrängung der Kolonialgeschichte aus dem kollektiven europäischen Gedächtnis. Der erste Schritt ist also eine Erinnerungsarbeit (vgl. Messerschmidt 2003) und der zweite ein Wahrnehmen kolonialer Muster im Umgang mit denen, die die Positionen der Subalternen – also der anders und unterlegten Gemachten – aktuell besetzen: Arbeitsmigrantinnen, Flüchtlinge, Illegalisierte etc. Postkoloniale Lernprozesse reflektieren die eigene Verstrickung in die kritisierten Verhältnisse. Wird Lernen als Prozess innerhalb eigener Verstrickung verstanden, geht es nicht mehr darum, diese loszuwerden, um endlich auf der richtigen Seite zu stehen. Es gibt hier keine reinen Positionen, die unberührt wären vom Involviertsein in Herrschaft und Unterwerfung. Lernen hängt von der dauernden Bereitschaft ab, die eigene Perspektive als eine partikulare anzuerkennen. Das kann enttäuschend sein, denn ich kann weder für Andere sprechen, noch mich einfach mit ihnen solidarisieren, obwohl ich doch gegen ihre Diskriminierung eintreten will. Die Praxis postkolonialer Kritik besteht gerade darin, sich von der Anmaßung zu verabschieden, die Position der Anderen einnehmen zu können. Lernen wird dadurch zu einer solidarischen Praxis, die mit der Handlungsfähigkeit der Anderen rechnet, die Fremdheit nicht loswerden muss und Unverstandenes erträgt.

Literatur

- Aithal, Vathsala, Von den Subalternen lernen. Frauen in Indien im Kampf um Wasser und soziale Transformation, Königstein/Taunus 2004
- Angerer, Marie Luise, The Body of Gender: Körper. Geschlechter. Identitäten, in: dies., Hg., The Body of Gender: Körper/Geschlechter/Identitäten, Wien 1995, S. 17-34
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación, Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau ... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung, in: Fischer, Ute Luise u.a., Hg., Kategorie Geschlecht?: empirische Analysen und feministische Theorien, Opladen 1996, S. 163-190
- Ha, Kien Nghi, Ethnizität und Migration Reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs, Berlin 2004
- Messerschmidt, Astrid, Bildung als Kritik der Erinnerung. Lernprozesse in Geschlechterdiskursen zum Holocaust-Gedächtnis, Frankfurt a.M. 2003
- Schirilla, Nausikaa, Autonomie in Abhängigkeit. Selbstbestimmung und Pädagogik in postkolonialen, interkulturellen und feministischen Debatten, Frankfurt a.M. 2003
- Trinh T. Minh-ha, Texte – Filme – Gespräche. München, Wien 1995

Eigenanzeige
VMK
Verlag oder Druckerei?



▶▶▶ www.tu-darmstadt.de

Zukunft gestalten – sTUDIeren an der TU Darmstadt

Naturwissenschaften – Ingenieurwissenschaften – Geistes- und Sozialwissenschaften

▶ // In den technischen Disziplinen gehört die TU Darmstadt zu den sehr guten Adressen. //

*Peter Gruss,
Präsident der Max-Planck-Gesellschaft,
Spiegel Special 1/2005*

▶ // Die Aufsteiger in der Erziehungswissenschaft: Die TU Darmstadt in der Spitzengruppe bei, Urteil der Studierenden, in der Spitzengruppe bei den Forschungsgeldern. //

*Hochschulranking
CHE/Stern 2004*

▶ // In der Physik komplettiert die TU Darmstadt das Führungstrio. //

Spiegelranking 2004



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

Infos – Bewerbung – Einschreibung

Sekretariat für studentische Angelegenheiten • Karolinenplatz 5, 64289 Darmstadt
Tel. 0 61 51 / 16 22 24, 16 20 21 • e-mail: stud.sekretariat@pww.tu-darmstadt.de

Autorinnen

Dr. Carmen Eccard

Berufspädagogin
carmen.eccard@arcor.de

PD Dr. Ute Gahlings

Philosophin
gahlings@phil.tu-darmstadt.de

Prof. Dr. Petra Gehring

Professorin am Institut für Philosophie,
Arbeitsgruppe Theoretische Philosophie
gehring@phil.tu-darmstadt.de

Dr. Yvonne Haffner

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Soziologie, Arbeitsgruppe Bildung, Organisation
und inkorporiertes Wissen
haffner@ifs.tu-darmstadt.de

Dipl.-Soz. Gabriele Herbert

Geschäftsführerin des Frauenforschungszentrums
Darmstadt
info@ffz-darmstadt.de

Bärbel Könekamp M.A.

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Soziologie, Arbeitsgruppe Bildung, Organisation
und inkorporiertes Wissen
koenekamp@ifs.tu-darmstadt.de

Prof. Dr. Beate Kraus

Professorin am Institut für Soziologie, Arbeitsgruppe
Bildung, Organisation und inkorporiertes Wissen
kraus@ifs.tu-darmstadt.de

Dr. Patricia Latorre Pallares

Kulturwissenschaftlerin
patricia.latorre@darmstadt.de

Prof. Dr. Martina Löw

Professorin am Institut für Soziologie,
Arbeitsgruppe Stadt, Raum, Ort
loew@ifs.tu-darmstadt.de

Dr. Astrid Messerschmidt

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allge-
meine Pädagogik und Berufspädagogik, Arbeitsgrup-
pe Allgemeine Pädagogik und Erwachsenenbildung
a.messerschmidt@apaed.tu-darmstadt.de

Prof. Dr. Angela Paul-Kohlhoff

Professorin am Institut für Allgemeine Pädagogik
und Berufspädagogik, Arbeitsgruppe Berufliche
Sozialisation von Frauen und betriebliche Weiter-
bildung
sekapk@bpaed.tu-darmstadt.de

Laima Nader M.A.

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik,
Arbeitsgruppe Berufliche Sozialisation von
Frauen und betriebliche Weiterbildung
lnader@bpaed.tu-darmstadt.de

Dipl.-Ing. Marita Schnepf-Orth

Raumplanerin
schnepf-orth@t-online.de

Heidemarie Stegmann-Meißner M.A.

Literaturwissenschaftlerin
h.stegmann@meissner.info

Annette Sura M.A.

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik,
Arbeitsgruppe Berufliche Sozialisation von
Frauen und betriebliche Weiterbildung
sura@bpaed.tu-darmstadt.de

Dipl.-Ing. Almut Weinecke-Ludwig

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich
Architektur, Fachgebiet Entwerfen und Gebäude-
lehre
weinecke-ludwig@eg.tu-darmstadt.de

Dr. Olga Zitzelsberger

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik,
Arbeitsgruppe Allgemeine Pädagogik und
Erwachsenenbildung
o.zitzelsberger@apaed.tu-darmstadt.de

Dr. Uta Zybell

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik,
Arbeitsgruppe Berufliche Sozialisation von
Frauen und betriebliche Weiterbildung
zybell@bpaed.tu-darmstadt.de

Künstlerinnen

Franca Weiss

0 61 51 / 71 43 11

Hanne Junghans

hanne.junghans@t-online.de
www.hanne-junghans.de

Annegret Soltau

annegret.soltau@web.de
www.annegret-soltau.de

Heidi Schrickel

www.atelier-freifarbe.de
www.kunstlaufwerk.de

Richmodis du Mont

richmodis@t-online.de

Lisa Niederreiter

dr.lisa.niederreiter@t-online.de

Ritula Fränkel

ritu.nick@freenet.de

Bettina Flitner

mail@bettinaflitner.de

ffz – Frauenforschungszentrum Darmstadt

Der Schwerpunkt „Technisierung und Informatisierung der Arbeits- und Lebenswelten – neue Risiken und Chancen für Frauen“ bildet die Basis für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung sowie feministische Wissenschaftsforschung an der TUD. Das ffz versammelt in seinem Forum Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Disziplinen und mit unterschiedlichen theoretischen Forschungsansätzen. Das Forum der Wissenschaftlerinnen dient der wissenschaftlichen Diskussion, der fachübergreifenden Kooperation und der Vernetzung mit anderen Hochschulen und deren gender-Forscherinnen über die Region hinaus, um neue Forschungsfragen und Forschungsfelder zu erörtern. Die gemeinsame Arbeit und der interdisziplinäre Diskurs gestaltet sich bisher in Ringvorlesungen zum gender-Modul (2001-2004), in Projekten und Tagungen wie „gender in science and technology“ 2002, Technik-Körper-Wissen 2003, „Grenzen. Gender in Kunst und Wissenschaft“ 2004, sowie in einem Workshop „work in progress – Technik-Körper-Wissen“ 2005. Ergebnisse der Veranstaltungen sind mit Tagungsberichten und zwei eigenen Publikationen dokumentiert.

Publikationen

„Frauenforschung im Blick“. Dokumentation einer Vortragsreihe des ffz 2001-2003. Hrsg: Gabriele Herbert, Heidemarie Stegmann-Meißner, TUD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik 86, Darmstadt 2003
„Grenzen. Gender in Kunst und Wissenschaft“. Hrsg: Carmen Eccard, Richmodis DuMont, Gabriele Herbert, Hanne Junghans, Susanne Resch, Heidemarie Stegmann-Meißner, Uta Zybell.

Geschäftsführerin:

Dipl. Soz. Gabriele Herbert,
Koordinatorin des ffz
info@ffz-darmstadt.de
Tel.: 0 61 51/16-51 50
Fax: 0 61 51/16-48 38
<http://www.ffz-darmstadt.de>

Sprecherin:

Prof. Dr. Angela Paul-Kohlhoff
Institut für Allgemeine Pädagogik und
Berufspädagogik, FB 3

Anzeige Bahn
1/2 Seite
4c